

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt**

Band (Jahr): **69 (1987)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Nr. 5 Mai 1987 Fr. 4.20 69. Jahrgang AZ 8703 Erlenbach



Musik: Gute Chancen für Frauen

Schicksale: Die Pazifistin Bertha von Suttner

Reisen: Strände ohne Bratkartoffeln

Recht: Mehr Gleichberechtigung in der Ehe

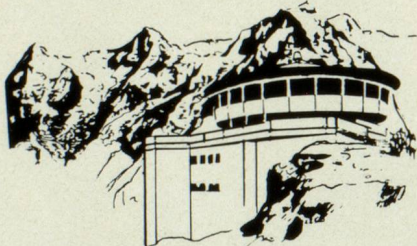
Ihr Hotel im Herzen der Stadt Zürich

Wenige Schritte vom pul-
sierenden Leben der Bahnhof-
strasse, mitten im Einkaufs-
und Geschäftszentrum.
Das komfortable, ruhige
Stadthotel mit erstklassigem
Komfort zu Mittelklassen-
Preisen. Alle Zimmer mit
Direktwahltelefon, Farb-TV,
WC/Bad oder Dusche.



Sihlstrasse 9, 8021 Zürich
Telefon 01-211 65 44, Telex 813160

Ein ZIV-Betrieb



Ein Ausflug auf's
Schilthorn ist ein
preiswerter Höhepunkt!

Schilthorn Piz Gloria

- N1/N6/N12 rasch + sicher
- 1500 gratis
- Restauration – günstig
- ☎ 036/ 23 14 44

Frau Kaufmann ist bekannt, erfolgreich und dis-
kret. Sie hilft Ihnen mit ihrer

medialen Begabung

Durch **Kartenlegen** bei Entscheidungen, privaten
oder beruflichen **Problemen**.
Durch **Astro-Psychologie** für Zukunfts-, Partner-
schafts- und Personenanalysen.
Durch **Telepathie** bei **Prüfungen** usw.
Durch **Fernbehandlung** aller **geistig** beeinfluss-
baren Begebenheiten.
Auch **Langzeitbehandlung**.

Nähere Auskunft und Anmeldung
morgens ab 7 Uhr
Telefon (056) 71 13 45

Lesehilfe immer dabei: **Vergößerungsbrille**

- Nur **Fr. 29.-**
- inkl. Etui und Porto
- Geschliffene Gläser,
Metallgestell
- Auswahlendung
verschiedener
Stärken
- kein Kaufrisiko
(Rückgaberecht)

Luxuriöse Spezial-
modelle für grössere
Kopfformen oder
gehobene Ansprüche
Fr. 38.50.- inkl. Porto

Amesa AG, 8640 Rapperswil, Citihaus 32 a, Tel. (055) 2771 63



Ein nützlicher Reisetip – ... für alle Frauen!

- Vergessen Sie nicht, **Sebamed-flüssig** zum Waschen, Duschen und Baden und für die Intimpflege mitzunehmen.
- **Sebamed-flüssig** anstatt Seife ist ein klinisch getestetes Hautreinigungsmittel für empfindliche und problematische Haut. Es hat den pH-Wert 5,5 der gesunden Haut, wodurch der natürliche Schutzmantel der Hautoberfläche stabilisiert wird. Das hat zudem den Vorteil, dass mit **Sebamed-flüssig** Entwicklungen von Bakterien gehemmt und dazu noch eine Desodorierung auf natürliche Weise gewährleistet wird.
- Dem Waschwasser wird jeden Morgen und Abend etwas **Sebamed-flüssig** zugegeben. Das gibt Sauberkeit und Frische rund um die Uhr. **Sebamed-flüssig** ist nur in Apotheken und Drogerien zu haben.

Mode ab Grösse 42

Madame
Zürich,
Bahnhof-
strasse 63,
Bleicher-
weg 17.



Car-Reisen Galliker Ballwil

Reiseprogramm 1987

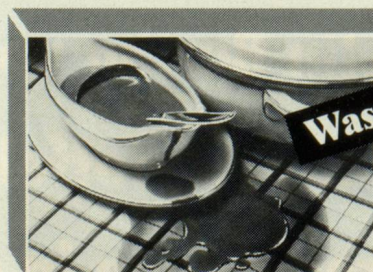
Datum	Reise	Tage
8.-15. April, 7.-14. Mai, 16.-23. Sept	Nevers – Lourdes – Riviera	8
25.-30. April	Holland Tulpenblüte	6
28.-31. Mai	Fulpmes im Stubaital	4
3.-8. Juni	Pisa – Elba – Florenz	6
25.-28. Juni	Padua – Venedig – Innsbruck	4
12.-18. Juli	Ferienwoche in Saalbach	7
25. Juli – 2. August	Wien – Budapest	9
9.-15. August	Ferienwoche im Zillertal	7
22.-27. August	Ferienwoche in Pertisau am Aachensee	6
26. Sept. – 3. Okt.	Pisa – Rom – Assisi	8
6.-11. Oktober	Provence – Camargue – Burgund	6

Alle Fahrten mit neuem Car mit Klimaanlage und Bordtoilette. Vollpension, Zimmer mit Bad und WC. Verlangen Sie unser Gratisprogramm.

041.891494

Naturgemäß leben

Unser **GRÜNER GESUNDHEITSKATALOG** enthält ca. 1700 bewährte Artikel naturngemäßer Lebensweise: Bettwaren · Biolog. Pflanzenbedarf · Filzschuhwerk · Freizeitwerken · Gesundheitsliteratur · Gesundkost · Holzhaus u. baubiolog. Produkte · Kur- und Fitneßbedarf · Naturkosmetik · Naturtextilien · Reformhausrat · Umweltschutz und Energieeinsparung · Volksheil- und Kurmittel, Erfahrene Ärzte und Heilpraktiker helfen bei der Zusammenstellung.
Gratis-katalog C06 über ☎ (021 29) 3038
BILDUNGS- UND GESUNDHEITZENTRUM
Heilpraktikerschule mit Lehrpraxis
Dipl.-Kfm. R. Hardt, Heilpraktikerin Ch. Hardt
Memeler Straße 25 · D-5657 Haan



Waschprobleme?
z.B. Saucenspritzer?

Vor dem
Waschen
pre-wash



Sport ist ungesund», sagt meine Freundin Annemarie und eigentlich bin ich völlig mit ihr einverstanden. Doch was können wir zwei schon gegen den Rest der Welt? Sport wird nun einmal ganz grossgeschrieben, was sich auf vielfältigste Weise zeigt: Frauen kleiden sich nicht «elegant» oder «einfach», sondern «sportlich-elegant», beziehungsweise «sportlich-einfach». ■ Männer bieten sich in Heiratsannoncen fast unweigerlich als «sportlich» an. ■ Sonntagszeitungen widmen dem Sport den Löwenanteil ihrer redaktionellen Seiten, wodurch der Eindruck entsteht, man könnte an Sonntagen nichts anderes tun als tschutten oder genauer, 22 Männern beim Tschutten zuschauen. ■ Erfolgreiche Sportler sind die Helden der Nation, sie dürfen alles – nur nicht verlieren. Kredite für Schwimmbäder und Fussballplätze werden weit leichter bewilligt als Kredite für Museums- und Theaterneubauten. ■ Politiker, die gewählt werden wollen, sind selbstverständlich alle sportlich. Weit weniger gern reden sie von ihren anderen Hobbies, zum Beispiel von Reisen in ferne Länder oder von ihrer Jagdleidenschaft. ■ Und da soll jemand kommen und gestehen, er treibe keinen Sport. Man riskiert zum hoffnungslosen Outsider zu werden. ■ Doch seltsam: Die echte oder vermeintliche Sportleidenschaft wird vor allem von den Männern geschürt. Sie haben das kleine Adjektiv «sportlich» zum Synonym von «gut», «aufrecht» und «ehrlich» werden lassen und sie sorgen dafür, dass eher weibliche Tugenden wie «musikliebend» oder «tanzfreudig» eher ins Offside gelangen. Wie lange wollen wir uns das noch bieten lassen?

Charlotte Peter

Zum Titelbild:

Die Pianistin Elisabeth Bachmann

Foto: Ruth Vögtlin

Gute Berufschancen für Musikerinnen	4
Frauen an der MUBA	7
Blanche Olschaks langer Weg zu den Göttern	8
Wie man Pfunde versteckt	9
Scherenschnitte neu entdeckt	10
Veranstaltungskalender	12
Italien ohne Germanen-Grill	14
Eherecht der Zukunft	16
Künstlerinnen stellen sich vor	18
Die Pazifistin Bertha von Suttner	20
Praktische Frisuren und bequeme Schuhe	22
Frauen in der Dritten Welt	23
Kurznachrichten	25
Frauen für den Frieden	28

Impressum

Schweizer Frauenblatt
1919 gegründet
69. Jahrgang
Erscheint monatlich

Herausgeber: Hans Menti
Redaktion: Dr. Charlotte Peter
und Ursula Oberholzer
Gestaltung: Irma Schlumpf
Herstellung: Börsig AG

Verlag Börsig AG
Bahnhofstr. 40, 8703 Erlenbach ZH
Tel. (01) 913 51 11, PC 80-3323-6
Telefax (01) 910 87 72

Abonnementspreis:
Schweiz Fr. 41.–, Ausland Fr. 51.–

Dichterinnen können aus dem Erlös ihrer Bücher noch nicht einmal ihre Frühstücksbrötchen finanzieren. Schauspielerinnen und Tänzerinnen sind oft arbeitslos. Malerinnen finden nur schwer eine Galerie, die ihre Bilder ausstellt, beziehungsweise Interessenten, die ihre Bilder kaufen. Entschieden besser geht's den Musikerinnen, denn sie sind allenthalben gesucht als Lehrerinnen, Orchester-
musikerinnen, Organistinnen, Liedbegleiterinnen usw. Drei von ihnen stellen wir im Folgenden vor.

Vielfältige Chancen für Musikerinnen

Die Organistin Verena Lutz

Erst nach längerem Suchen finde ich – am Standbild der heiligen Maria und an brennenden Kerzchen vorbei – meinen Weg zur Orgelempore, von der mir leise barocke Musik entgegenklingt. Verena Lutz, die Organistin der Kirche Bruder Klaus, nimmt mich erst wahr, als ich schon neben ihr stehe. Schnell sind wir mitten im Gespräch. «Sie sind seit bald dreissig Jahren hier Organistin?» da stellt sich manche Frage ... Gewohnheiten, Routine, Kirche heute, J.S. Bach, üben und Konzerte?

Verena Lutz beginnt vorsichtig: Doch, sie käme viel hierher, um an der schönen Mattis-Organie gründlich und detailliert zu arbeiten; Bach, aber auch Werke aus fast allen anderen Stilbereichen. «Etwas allein wie auf einer Insel kann man sich da schon fühlen.» Diese einsamen Stunden am Instrument seien aber auch Gelegenheit zur Vertiefung, zur genauen und überlegten Auseinandersetzung mit dem Notenmaterial. Als sie mir ein Präludium von Bach vorspielt, höre ich ihre gut strukturierte und exakte Spielweise. Wie die meisten Organisten leistet Frau Lutz Schwerarbeit, die nur wenigen Kirchenbesuchern bewusst wird. Es besteht ja auch sonntags kaum ein direkter Kontakt mit dem «Kirchenpublikum». Nur im begleiteten Gemeindegesang scheint ein eigentliches Zusammenwirken noch vorhanden zu sein; so stehen viele Leute dem Kirchenmusiker teils bewundernd und ehrfürchtig gegenüber, andere nehmen ihn fast nur requisitenhaft wahr.

Wie sieht nun der Werdegang eines Organisten eigentlich aus? Nach vier bis fünf Jahren Konservatorium gelangt man zum Grunddiplom, zum sogenannten Lehrdiplom, von wo aus ein Weiterstudium zu einem Konzertdiplom oder aber Berufspraxis mit privater Weiterbildung möglich wird. Frau Lutz absolvierte das Lehrdiplom

für Klavier, dann das Konzertdiplom für Orgel. Sie kam hierauf zum berühmten Anton Heiler nach Wien und dann an die Scola Cantorum in Basel, den Ausgangsort auch ihrer Cembalostudien. Es folgten später Kurse in Haarlem, St-Maximin und Bologna: «Einer der schönsten Kurse war für mich in Bologna, bei Luigi Ferdinando Tagliavini. Es wurde an den beiden vorbildlich restaurierten Organen von S. Petronio altitalienische

Musik erarbeitet. Allerdings ist es dort schon technisch unmöglich, einen «grossen» Bach zu spielen: der Tastenumfang und die Klangfarbe der Register lassen eine abgerundete Darstellung nur der Werke zu, die für diesen speziellen Orgeltypus geschaffen worden sind. Die Entwicklung des Orgelbaus ist in jedem europäischen Land wieder an-

ders, und so ist es nicht möglich, auf einem einzigen Instrument alle Stilrichtungen und Kompositionen befriedigend zu interpretieren. Das heisst nicht, dass wir Organisten nie versuchen sollten, auf unsern Instrumenten alte Musik aus andern Ländern zu spielen. Ohne die Kenntnis entsprechender

Instrumente wird dieses schwierige Unter-



Foto: Niklaus Staus

fangen jedoch immer wieder zu fatalen Fehlinterpretationen führen!»

Die Resultate dieser Kurse kommen dem kirchlichen Orgelspiel zugute, aber auch den zahlreichen Konzerten, die Verena Lutz als Konzertorganistin durch Europa bis in die USA und nach Japan geführt haben. Nicht selten fügen sich auf diesen Tournen neue Landschaftseindrücke und Begegnungen und fliessen ins Spiel hinein.

Manchmal steht die Musikerin lange vor Skulpturen und Bildern und versinkt in jenes dargestellte Leben ...

Ich muss meinen Blick immer wieder von den Hunderten von kleinen Engelsfigürchen abwenden, die rings um die Orgel auf kleinen Holzvorsprüngen aufgestellt sind: Sammelergebnis und Andenken mancher Reise. Ich zwingen mich, wieder Verena Lutz anzuschauen, die gerade sagt: «Müsste ich mich für einen einzigen Komponisten entscheiden, so wäre es sicher J. S. Bach! Trotzdem spiele ich aber auch gern

Werke von romantischen und gemässigt modernen Komponisten. Entscheidend ist dabei für mich, ob ir-

gendeine
Entwicklung

im Musikstück drin ist, beispielsweise etwas, was mich an Werden und Vergehen im Leben erinnert. Fehlt dieses Element, so wird eine sehr moderne Komposition mit «schrägen» Klängen zum – vielleicht interessanten – Geräusch. Ich glaube auch, dass der fernöstliche Mensch ein offeneres Ohr für dieses «Leben und Sterben» hat als wir im Westen heute!» – Als ich eine Stunde später die katholische Kirche wieder verlasse, sitzen zwei italienische Frauen vor den brennenden Kerzen und unterhalten sich über Krankheiten und Haushaltfragen. Mit diesem Gesprächsfetzen noch im Ohr trete ich hinaus auf den Kirchenplatz und wünsche mir, die Kirche möge vermehrt wieder zu einem wirklichen Lebens- und Besammlungsraum werden.

Sibylle Schuppli, Klarinetistin

Klarinette, da denkt man unwillkürlich an Jazz, an Folklore oder an Prokofjews «Peter und der Wolf». Auch Si-

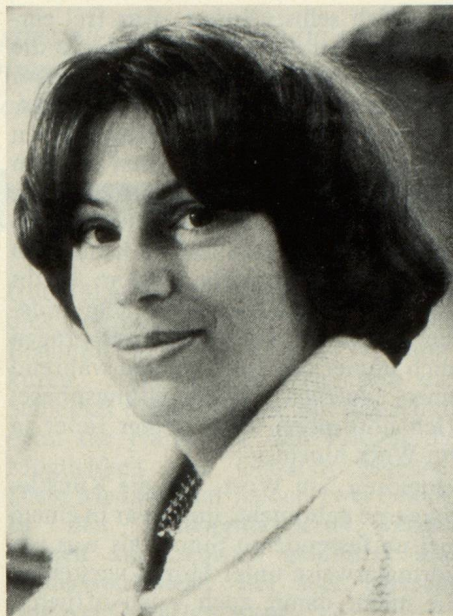


Foto: Verena Lutz

Als Organistin leistet Verena Lutz am Sonntag Schwerarbeit.

bylle spielt Klarinette, und zwar in klassischen Kleinformaten und im Orchester: «Erst seit Mozart sind diese Instrumente im Orchester aufgetaucht» erklärt sie mir. Sibylle ist – wie ihr Instrument – vielseitig und hört auch gerne Jazz, z.B. Dollar Brand oder die alten Standards mit Duke Ellington.

Die Musikerin wohnt allein in einer 2-Zimmer-Wohnung mit einem ausgebauten Kellerabteil, in dem es sich ungestört zu jeder Tag- und Nachtzeit üben lässt, durchschnittlich 4 bis 5 Stunden pro Tag. Hier spielt sich ihre private Musiksphäre ab, daneben pflegt sie das Klarinettenspiel in einem Trio, in einem Quintett und – als Zuzügerin – in grösseren Orchestern. Im grossen Orchester sind die Frauen noch bis vor einigen Jahren selten an der Klarinette gesessen (übrigens auch an den Posaunen und Hörnern). Diese Instrumente waren noch ausgesprochene «Männerdomäne», und das ging so weit, dass zum offiziellen Vorspiel bei einem leergewordenen Orchesterplatz grundsätzlich keine Frauen zum Zuge kamen, das heisst, sie wurden nicht einmal dazu eingeladen. Dies empfinden wir heute als skandalös, doch jene Zeit beharrte noch auf festen Berufs- und Rollenzuteilungen, übrigens ja nicht nur im musikalischen Bereich. Da hat sich glücklicherweise einiges verändert: heute ist auch in «Männerberufen» eine Frau keine bestaunte Ausnahme mehr. Sibylle Schuppli, heute knapp 29jährig, war studienhalber ein Jahr in San Francisco, und sie schildert, wie sie das angepackt hat. «Ich bin einfach hinübergeflogen, stellte mich schon darauf ein, ein Jahr in einem Motel zu verbringen,

dort zu üben und meine Musikstunden zu nehmen, doch glücklicherweise durfte ich bei meinem Professor wohnen, so dass der Einstieg erleichtert war. Nebst meinen Klarinettenstunden suchte ich dann – per Auto – eine eigene Wohnung; ich hatte Glück, und dieses Amerikajahr wurde sehr erfreulich für mich. Natürlich lernte ich viel, und das ganze Leben dort ist irgendwie weniger restriktiv: gefühlsmässig ist im Alltag mehr erlaubt; sich auch einmal gehenzulassen ist keine Schande, im Gegenteil!»

Auch musikalisch werden in Amerika die Schwerpunkte anders gesetzt: in den Orchestern wird mehr Wert auf Rhythmus gelegt, weniger auf Klang. Der Kontakt zum Publikum ist wärmer und direkter. Klangmässig gelten immer noch eher spätromantische Vorstellungen, es wird auch relativ wenig moderne Musik gespielt. Sibylle beurteilt die Orchester auf meine eher skeptische Frage hin als «sehr gut». Das Chicago-Symphonie-Orchester beispielsweise sei hervorragend. Doch zurück zu unseren eigenen Orchestern: offenbar gelten im grossen Orchester strenge Gesetze. Manchmal herrscht ein harter und auch misstrauischer Konkurrenzkampf unter den Musikern, und es gibt Verwaltungsstrukturen wie anderswo auch: Wie in einem Geschäft gibt es einen Vorstand, den Dirigenten, den Konzertmeister und andere Ämter. Die Musikergewerkschaft achtet darauf, dass die Proben nicht länger als drei Stunden dauern ... Als Zuzügerin – d.h. gelegentlich angeforderte Musikerin – spielt Frau Schuppli 4 verschiedene Klarinetten. Je nach Orchesterstück und Stimmlage werden diese eingesetzt. So ist auch der finanzielle Aufwand für eine selbständige Musikerin nicht gering: gegen 20000 Franken gibt man leicht für diese 4 Blasinstrumente aus. Wir wollen uns diese Klarinette einmal kurz ansehen: Sie wird vorzugsweise aus Holz, manchmal auch aus Metall gebaut. Die Grifftechnik der Klarinette ist wesentlich komplizierter als die der übrigen Holzblasinstrumente. Sie besitzt auch einen grösseren Tonumfang und verfügt infolge ausgebildeter Klappenanlage über eine ausgezeichnete Geläufigkeit, ist aber auch schwerer zu spielen. Das Instrument ist feinstufige Abstufungen der Tonstärke vom zartesten Pianissimo bis zum starken Fortissimo fähig. Die Klarinette führte seit ihrer Entstehung zuerst ein ziemlich unbeachtetes Dasein. Erst das 19. Jahrhundert nutzte ihre vielseitigen Anwendungsmöglichkeiten und ihre besondere Farbwirkung voll aus. Namentlich Beethoven, Weber, Berlioz,

Wagner und Strauss stellten an sie immer höhere Anforderungen. – Neben diesem gelegentlichen Spiel im grossen Orchester wirkt Sibylle fest in einem Trio mit, bestehend aus Klavier, Bratsche und Klarinette, sowie in einem Quintett. Diese Kammermusik bildet das wichtige Gegenstück zum Alleinüben; die sozialen Kontakte geben zudem Halt und Anregungen. Auch wenn plötzlich neue Ideen für Konzerte auftauchen, können sie gemeinsam besprochen und angepackt werden. So ist das nächste Projekt von Sibylle ein Abend, der zu gleichen Teilen aus Tanz und Musik bestehen soll. In der Freizeit turnt Sibylle regelmässig in einem Fitness-Club mit («um meinen Körper wieder ins Lot zu bringen»), nimmt Gesangsstunden, interessiert sich für Frauenfragen und bastelt Collagen mit verschiedenen kleineren Objekten, die sie irgendwo aufgelesen und mit heimgenommen hat ...

Elisabeth Bachmann, Pianistin

Wir sitzen gemütlich bei mir zu Hause, und Elisabeth B. beginnt, von ihrem Beruf als Pianistin und Klavierpädagogin zu erzählen:

Sie wurde von Evelyn Dubourg zum Klavierdiplom geführt und bildet sich seither bei Erwin Gage weiter in Liedbegleitung aus. Selbst unterrichtet sie an zwei Tagen pro Woche Klavierschüler, die übrige Zeit ist dem Üben, der



Die Pianistin Elisabeth Bachmann erteilt auch Klavierunterricht.

Konzertvorbereitung und dem Ensemblespiel gewidmet. Auf meine Frage: «An zwei Tagen verdienen Sie genügend für die ganze Woche?» antwortet sie ohne zu zögern: «Auf keinen Fall möchte ich mehr unterrichten, den Rest der Woche brauche ich für mich selbst!»

«Für sich selbst» heisst zwar frei einteilbare, aber nicht freie Zeit. Es ist die Zeit zum Üben am Instrument, zum Vorbereiten des nächsten Konzerts. Oft wird Elisabeth angefragt, einen Sänger oder Instrumentalisten auf dem Klavier zu begleiten. Diese Kontakte sind beruflich wichtig, da sie Gelegenheit zum Musizieren und zu Konzerten bieten. «Seit meinem Diplom ergibt sich so immer das eine aus dem anderen», lacht sie. Diese Aufträge prägen auch immer das ganze Leben während einer solchen Vorbereitungsphase: «Ich höre mich dann immer tiefer in ein Werk hinein.»

«Inelose», ein Wort, das die Künstlerin gerne gebraucht, und zwar in einem viel umfassenderen Sinne, als was wir normalerweise unter Hören verstehen. Sie meint damit auch «sich öffnen», den oder die anderen Musiker richtig wahrnehmen. Während des Musizierens spiele sich psychologisch Entscheidendes für sie ab, es würden ihr dann tiefere zwischenmenschliche Zusammenhänge bewusst. Auch der bekannte Jazzkritiker Joachim Ernst Berendt schreibt über das Hören: «Die tiefere Veränderung unseres Bewusstseins (und das ist wohl unbestritten: wir brauchen ein neues Bewusstsein, eine andere Wahrnehmung von Welt) wird dadurch ausgelöst, dass wir uns endlich das Hören in dem Masse erschliessen, in dem das Auge und das Sehen in unserer Kultur erschlossen sind.»

Auch Erwin Gage, der Lehrer von Elisabeth, legt grossen Wert auf den Klang, auch auf den, den ein Musiker mittels seinem Instrument «von sich» gibt, als Visitenkarte seiner Eigenart sozusagen.

Interessanterweise kommen aber die allermeisten Freunde von Frau Bachmann nicht aus Musikkreisen; ihre engste Freundin ist Malerin, und zwischen diesen beiden Frauen ergeben sich viele Anknüpfungspunkte. Im Mietshaus, in dem Elisabeth B. wohnt, darf frei geprobt und musiziert werden, die Stimmung ist freundschaftlich und grosszügig. Wenn die Stadt mit ihrem lauten Leben ihr einmal zuviel wird, sucht Elisabeth den nahen Rietpark auf: seine Weite und Ruhe helfen ihr, den Ausgleich wieder zu finden ... Meine Frage nach ihren bevorzugten Komponisten, beantwortet sie so: «Mozart, Schumann, Brahms, Satie und Frank Martin; einen eigentlichen Lieblingskomponisten jedoch habe ich nicht.» Und: «Je einfacher die Musik, desto lieber ist sie mir.» Als freischaffende Pianistin sucht sich Frau Bachmann ihre öffentlichen Auftritte sorgfältig aus. Dank den beiden

Unterrichtstagen kann sie diese Wahl ohne finanziellen Druck treffen, die gesamte Vorbereitung kann dann dem Versuch, «wirklich hineinzuhören», gewidmet werden. Mir wird wieder einmal klar, dass ein ernstgenommenes Künstlerleben strenge Arbeit bedeutet. Vielleicht haben auch diese drei Porträts dazu beigetragen, etwas mehr Licht in diese meist oft unverstandene Lebensführung hineinzubringen ...

B. Hasenfraz

Maigedicht

*ich möchte
nicht nur Erde sein
auf der du gehst,
ich möchte auch das Beben sein
wenn du drauf stehst.
ich möchte nicht nur Wasser sein
das dich umhüllt,
ich möchte auch die Welle sein
die überspült.
ich möchte
nicht nur Wind sein
der dich bewegt,
ich möchte gern auch Sturm sein
der dich fort trägt.*

Sonntagsgedicht

*Ich kann mich heut
selbst nicht leiden
und da tät es wohl,
mit jemand zu sein,
der einen leiden kann*

Beide Gedichte sind von Edith Soballa (aus: «manchmal liebe ich»), erhältlich im Frauenbuchladen Zürich. Verlag P. Galle, München.

«Die Frau im Mittelpunkt», ganz speziell Gentechnologie und künstliche Befruchtung, war am diesjährigen Muba-Frauentag das brennende Thema. Es ist gut, dass es solche Veranstaltungen gibt, an denen sich Frauen über alle Möglichkeiten und Gefahren orientieren können.

Es geht um unseren Bauch

Schlagworte wie Gentechnologie, In-vitro-Fertilisation hören wir täglich. Ziel der Vortragsrunde war, zu informieren. Ein Beispiel: Alles, was in die Einheit der Chromosomen gezielt eingreift, ist Gentechnologie und ist risikobelastet. Mit einer In-vitro-Neukombination bringt man ein Gen aus einer beliebigen Zelle in eine andere Zelle hinein und lässt es dort funktionieren. Also mit anderen Worten: eine künstliche, biologische Evolution. Und **beteiligt sind wir Frauen**, die einerseits auf diese Weise ein Kind erhoffen und andererseits zu Experimentiergefässen werden.

Welche Normen und Werte stehen da eigentlich auf dem Spiel? Einmal glauben wir, dass niemand durch seine Natur benachteiligt sein soll, Ungleichheiten also aus der Welt zu schaffen wären, und zudem glauben wir heute, dass jeder ein Recht zum Glück hat. Der Wunsch, ein eigenes Kind zu haben, kann mit einem Glücksanspruch verknüpft sein, die Benachteiligung von der Natur bei ungewollter Kinderlosigkeit kann durch das Verdienst der Wissenschaft ausgeglichen werden.

Solche Sichtweisen rufen Gegenargumente hervor und wollen auch diskutiert sein. In Basel setzten sich drei Frauen zu einem Podiumsgespräch zusammen und nahmen aus ihrer ganz persönlichen Sicht Stellung: Anita Fetz, tätig in einem Büro für frauenspezifische Kommunikation, Eva Segmüller, Mitglied der Eidg. Expertenkommission für Humangenetik und Reproduktionsmedizin, und Catherine Nissen, Ärztin.

Welche Zwänge bringen eine Frau dazu, die Erfüllung ihres Lebens von einem biologisch eigenen Kind abhängig zu machen?

Die meisten Frauen wünschen sich eigene Kinder. Unfreiwillig kinderlose Frauen machen schwere Zeiten durch. Teilweise, weil man ein Kind vorweisen möchte, teilweise, weil man ein Kind empfangen, tragen, gebären möchte. Die Auseinandersetzung mit dem unerfüllten Kinderwunsch zieht natürlich auch alle technischen Möglichkeiten in Betracht: künstliche Be-

fruchtung, Embryotransfer. Obwohl dies langwierige und oft schmerzhaftere Behandlungen sind (starke Hormonkuren, Vollnarkose), kreist sich das Schicksal immer wieder um das Kind, denn die Natur hat den Frauen die Möglichkeit zum Gebären gegeben. Diese Medaille hat jedoch zwei Seiten: **In den Drittweltländern werden Frauen am Gebären gehindert und zwangssterilisiert. Bei uns herrscht eine Art Geburtenzwang.**



Die meisten Frauen wünschen sich eigene Kinder.

Betroffen sind wir auf der ganzen Welt von der Fortpflanzungstechnologie. Es geht unbestritten um unsere Körper, um unsere Integrität, denn die Entnahme von Eizellen bei Frauen und die Möglichkeit, Embryone einzufrieren und wieder aufzutauen, sind Grundlagen, die ans menschliche Erbgut greifen. Und wir sind die Versuchskaninchen, denn Eizellen sind ein Teil unseres Körpers. Wo bleibt da letztlich die Autonomie über unsern eigenen Körper? Zuerst waren wir Frauen den Schwangerschaften ausgeliefert. Man denke nur an die Abtreibungen und das Aussetzen von Kindern. Und heute stehen wir konfrontiert da mit der Gefahr, dass vielleicht sozial schlechtgestellte Frauen missbraucht werden könnten, um an das Versuchsmaterial heranzukommen. Unter welche neuen Zwänge geraten die Frauen?

Führt die Machbarkeit zu einer grösseren Verfügbarkeit?

Zuerst war die Abkoppelung der Sexualität vom Schwangerwerden. Das

ist gelungen mit der Pille. Jetzt ist das Schwangerwerden ohne Sexualität möglich. Krankheitsbekämpfung, Lebensverlängerung sind Ergebnisse der medizinischen Wissenschaft. Mit der Gentechnologie schreitet die Machbarkeit an gefährliche Grenzen, denn damit hat die Wissenschaft das Instrumentarium zur Schaffung eines neuen Menschen in die Hand bekommen. Hat der Mensch ein Recht auf unverändertes Erbgut? Gesetz und Kirche

konnten nichts machen gegen die Erzeugung von Superweizen und Superkühen. Im Gegensatz zu Pflanzen und Tieren können wir uns aber wehren. Je mehr Eingriffe in die Struktur des Menschen möglich sind, desto grösser wird auch die Gefahr, selektiv

eingzugreifen und Kontrolle auszuüben. Die Vision, um jeden Preis das Schicksal im Griff zu haben, ist eine gefährliche Vision. Es ist auch denkbar, dass, je mehr wir wissenschaftlich alles in den Griff bekommen, desto bessere Kontrollmechanismen möglich werden. Beispielsweise könnten Versicherungen und Krankenkassen dazu kommen, sich durch Gentests vor teuren Risiken zu schützen.

Sicher sind Ärzte dazu verpflichtet, ihren hilfeschuchenden Patienten bestmöglichst zu helfen. Es gibt Fortschritte, die eine unschätzbare Hilfe sind – doch gibt es beinahe keine zum Segen der Menschheit erfundene Sache, die nicht auch gegen die Menschen gebraucht werden kann. Wie können wir uns davor schützen?

Wir müssen uns vermehrt an der Meinungsbildung beteiligen, wenn es um Richtlinien geht, durch die wir und die künftigen Generationen betroffen sind.

Ursula Oberholzer

«... und wenn ich einmal gross bin, gehe ich ins Tibet.» Das siebenjährige Mädchen mit der braven Haarschleife, das solch ausgefallene Wünsche anmeldete, erntete nur ungläubiges Lächeln. Seither sind sechzig Jahre vergangen, und aus der kleinen Blanche ist eine international bekannte Tibetologin geworden.

Blanche Christine Olschak und das Unmögliche

Bis es soweit war, dauerte es allerdings manche Jahrzehnte. Blanche Christine Olschak studierte erst Handelswissenschaft, wurde Reporterin bei der «Grazer Tagespost», heiratete aus Liebe, gebar eine Tochter und verlor im Zweiten Weltkrieg Heimat und Mann. Mit einem Rucksack langte sie in der Schweiz an, wo sie auf einen Brotverdienst angewiesen war. So wurde sie Hauptredaktorin beim «Lexikon der Frau», sorgte für ihr Kind und versah den Haushalt – für eine Normalfrau gewiss genügend Belastung. Trotzdem fand Blanche Olschak genügend Zeit und Kraft, ihrem Jugendtraum treu zu bleiben: sie studierte intensiv die tibetische Sprache und die tibetische Religion.

«Schweizer Frauenblatt»: «Was fasziniert Sie am Tibet besonders?»

«Das Tibet ist ein lebendiges Museum der versunkenen Altkulturen. Wie es noch heute im Tibet ist, war es vor einigen tausend Jahren wohl fast überall auf der Welt. Ich meine, es gab auch schon früher Weltkulturen. Zudem haben sich im Tibet dank den besonderen klimatischen und geographischen Verhältnissen zahlreiche Texte erhalten, die anderswo verlorengegangen.»

«Wie gestalteten sich Ihre ersten Kontakte zum Tibet?»

«Ich stamme aus einer intellektuellen Familie, in der sehr viel gelesen und diskutiert wurde. Die Orientalistik aber lag uns schon deshalb nahe, weil meine Eltern längere Zeit in der Türkei gelebt hatten.»

«Tibeter glauben an geistige Wiedergeburt. Könnte Ihnen die Tibet-Leidenenschaft auch schon in die Wiege gelegt worden sein?»

«Vielleicht. Jedenfalls entschied ich mich sehr frühzeitig. Als ich beispielsweise während einer Kinderkrankheit ein Buch über Marco Polo las, erklärte ich hernach sogleich mit Bestimmtheit: «Im Tibet war er nicht, aber ich werde ins Tibet gehen.» Allerdings hat es dann noch eine Weile gedauert ...»



Blanche Christine Olschak in ihrem Zürcher Heim, das an ein Museum tibetanischer Kunst erinnert.

«Ein bisschen ausgefallen waren Ihre Studien schon. Wie reagierte die Umwelt?»

«Viele hielten mich für verrückt.»

«Das Interesse am Tibet erwachte bei uns eigentlich erst im Jahre 1959, als die Chinesen in Lhasa einmarschierten. Was für Konsequenzen hatte das für Sie persönlich?»

«Man hielt mich plötzlich nicht mehr für verrückt. Man brauchte mich als Übersetzerin und Vermittlerin bei der Betreuung der Tibetflüchtlinge, die damals in Scharen in die Schweiz kamen.

So half ich mit, Heimstätten für 1500 Tibeter zu finden.»

«Von den wissenschaftlichen Studien zum direkten menschlichen Kontakt – war dieser Übergang schwierig?»

«Ich verstand mich auf Anhieb sehr gut mit den Tibetern und pflege seither viele enge Freundschaften mit ihnen. Ein Tibeter-Paar heiratete – gemäss den heimatlichen Riten – in meiner Wohnung. Nur geschossen wurde nicht – wir liessen statt dessen Champagnerpfropfen knallen. Ich glaube, es war einer der schönsten Tage in meinem Leben.»

«Was bedeutet der tibetische Buddhismus für Sie?»

«Ich schätze den philosophischen Gehalt dieser Religion, ihre konsequente Toleranz, ihre universelle Gültigkeit. Sie unterdrückt den Menschen nicht durch Gebote, sondern ruft auf zu Eigenverantwortlichkeit. Und sie zeigt uns den Weg, auf dem man sich von allen geistigen Giften befreien kann, von der boshaften Unwissenheit, der Gier, dem Hass, der Eifersucht, dem Neid, den Aggressionen. Endlich hat der Buddha auch erkannt, dass man das Negative nicht einfach verdrängen darf. Man muss es bewusst bewältigen, umwandeln, sublimieren.»

«Haben Ihnen die buddhistischen Erkenntnisse im privaten Leben schon geholfen?»

«Ganz bestimmt, zum Beispiel kürzlich bei der Heilung einer gebrochenen Kniescheibe. Das ging so schnell, dass die Ärzte von einem Wunder redeten.»

«Sven Hedin und andere Forscher früherer Zeiten haben sich kaum um die Religion gekümmert, die Geographie und die Geologie waren ihnen wichtiger. Halten Sie es deshalb für möglich, dass die Emigration des Dalai Lama und anderer geistlicher Führer des lamaistischen Buddhismus auch Positives gebracht hat?»

«Bestimmt. Der Westen ist heute weit offener für die östlichen Religionen denn je.»

«Kennen Sie den Dalai Lama persönlich?»

«Selbstverständlich – schon lange. Er ist ein grossartiger Mensch.»

«Glauben Sie an seine Rückkehr ins Tibet?»

«Vorläufig nicht, denn die Chinesen möchten, dass er – ähnlich wie der Panchen Lama – in Peking residiert und nur gelegentlich seine Landsleute im Tibet besucht. Für den Dalai Lama eine unmögliche Bedingung.»

«Demnächst erscheinen neue Bücher von Ihnen?»

«Die Reihe beginnt mit einer Neuauflage von «Perlen alttibetischer Literatur» im Waldgut-Verlag. Andere Schriften folgen, darunter auch eine vollständige Übersetzung des tibetischen «Totenbuches.»

«Und Sie selber? Werden Sie wieder ins Tibet reisen?»

«Ich habe es mir fest vorgenommen. Zumindest den heiligen Berg Kailash möchte ich noch sehen, bevor ich sterbe.»

Interview: Charlotte Peter

Alle reden von Schlankheitsdiät – wir nicht. Auch mit Extrapfunden lässt sich's nämlich recht gut leben, nur beim Anziehen müssen einige Regeln befolgt werden:

Versteckte Pfunde



1. Meiden Sie zu enge Jupes, Blusen und Kleider, denn diese erzeugen oft einen unschönen «Wurst-Effekt».
2. Wählen Sie qualitativ nicht zu dünne Stoffe.
3. Tragen Sie viel Schwarz.
4. Verzichten Sie auf breite Gürtel und kurze Jäckchen.
5. Schmücken Sie sich mit grosszügigen Ketten, Clips und Broschen.
6. Kaufen Sie sich eine weite, rassig-gemusterte Jacke.
7. Lassen Sie die Finger von grossen Tupfen, kugelförmigen Knöpfen, bauchigen Handtaschen und anderen Dingen, die an Rundlichkeit erinnern.
8. Leisten Sie sich Ausschnitte.
9. Achten Sie darauf, dass Ihre Rocklänge weder die Knie freigeben noch über die Waden hinunter reichen.
10. Lassen Sie sich niemals von jungen, gertenschlanken Verkäuferinnen einschüchtern.

Charlotte Peter

Die Kunst des Scherenschnitts lässt an traditionelles ländliches Kunsthandwerk denken, doch auch im bürgerlich geprägten Biedermeier waren Scherenschnitte beliebt. Und nun sind da zwei heutige Künstler – Ursula und Sepp Astner-Ambühl –, die ihren ganz persönlichen Scherenschnittstil entwickelt haben. Der Scherenschnitt wurde zu ihrem künstlerischen Ausdrucksmittel.

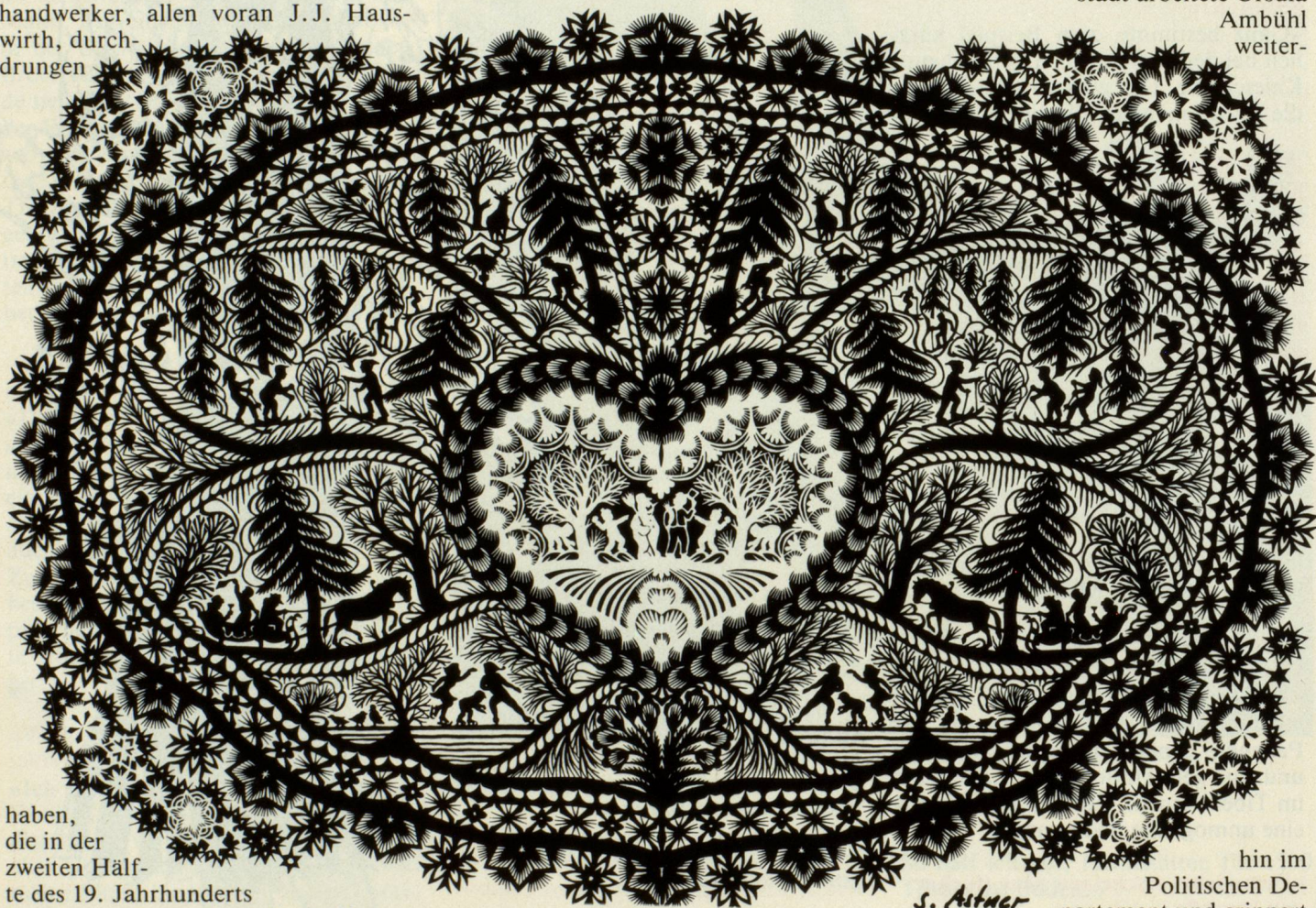
Die Scherenschnittkünstler Ursula und Sepp Astner-Ambühl

Wer hätte als Kind nicht schon Papierchen zusammengefaltet, mit einer kleinen Schere fröhlich drauflos geschnippselt und über das phantasievolle Gebilde gestaunt, das dabei entstanden war. Etwas von dieser fröhlichen Lust mag die ländlichen Kunsthandwerker, allen voran J.J. Hauswirth, durchdrungen

in Bern auf und besuchte dort die Schulen, die sie mit dem Handelsdiplom abschloss. Nun war es aber weniger die eigentliche kaufmännische Arbeit, welche sie zu dieser Ausbildung bewog, als vielmehr die Möglichkeiten, welche sich ihr dadurch eröffneten.

dings malte Ursula Ambühl nicht in der von ihr bewunderten und geliebten naiven Stilrichtung, denn sie war bestrebt, ihre eigene Ausdrucksweise zu suchen und zu finden.

Nach ihrer Rückkehr in die Bundesstadt arbeitete Ursula Ambühl weiter-



haben, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im oberen Saanenland dem Scherenschnitt zu einer eigentlichen Blüte verhalfen. Nun fühlen sich Ursula und Sepp Astner dem bäuerlichen Kunsthandwerk verbunden, ihre künstlerischen Vorstellungen sind aber nicht ausschliesslich in dieser Tradition verwurzelt.

Ursula Ambühls Weg von Bern nach Zagreb

Die 1948 geborene und in Davos heimatberechtigte Ursula Ambühl wuchs

Die junge Sekretärin trat bald in die Dienste des Eidgenössischen Politischen Departementes und wurde in der Folge auf das Konsulat in Zagreb (Jugoslawien) entsandt. Diese Region bedeutete für die die junge, künstlerisch interessierte Frau, die sich in ihrer Freizeit stets mit Malen und Zeichnen beschäftigte, vor allem naive Malerei. Denn in der Umgebung von Zagreb befindet sich die berühmte Malerkolonie von Hlebine, deren berühmtester Vertreter Ivan Generalić ist. Selbst aller-

hin im Politischen Departement und erinnert sich noch heute gerne an die erspriessliche Zusammenarbeit mit Staatssekretär Albert Weitnauer, Botschafter Anton Hegner und anderen hochkarätigen Schweizer Diplomaten. Obwohl die junge Sekretärin von der kaufmännischen Alltagsarbeit nicht eben angezogen war, faszinierten sie die politischen Probleme und internationalen Kontakte. Ihr Sinn stand nach China, und sie schmiedete bereits konkrete Pläne. Doch es kam, wie es kommen musste: Die Liebe bzw. der in Bern ansässige

Österreicher Sepp Astner trat in ihr Leben, und die junge Frau hatte plötzlich ganz andere Zukunftsvorstellungen.

Allerdings: auch Astner war ein Reisefan und hatte vor seiner Niederlassung in Bern den Nahen und den Mittleren Osten sowie den indischen Subkontinent bereist und auch längere Zeit in England gelebt. Durch ihren Freund entdeckte Ursula Ambühl ihre Liebe und Begeisterung für Antiquitäten. Das Aufspüren vorab von altem Spielzeug in Österreich und der anschließende Verkauf auf dem Zürcher Flohmarkt füllten Wochenende und Ferien des jungen Paares aus und weckte in ihm die Freude am gemeinsamen Tun.

1977 – das Jahr der Veränderungen

In diesem Jahr besuchten Ursula und Sepp eine Scherenschnittausstellung im Berner Oberland – und nun war es um die beiden geschehen! Sie hatten ihre künstlerische Sprache gefunden, denn hier sahen sie eine Möglichkeit, das Bedürfnis nach kreativem Schaffen zu befriedigen. Was nun folgte, waren intensive Lehrjahre, doch zuvor wurde geheiratet.

«Es dauerte noch drei Jahre», erzählt Ursula Astner, «bis wir uns mit unseren Erzeugnissen an die Öffentlichkeit wagten. Meine ehemalige Handarbeitslehrerin besuchte die Ausstellung und konnte kaum glauben, dass eine so «schludrige» Schülerin, wie ich es gewesen war, so exakt und minutiös arbeiten konnte. Der Scherenschnitt hatte mich tatsächlich geprägt und verwandelt. Der Erfolg der Ausstellung in Bern ermutigte uns, die gesicherte berufliche Existenz aufzugeben und fortan für unsere und von unserer Kunst zu leben.»

Wie sahen die Lehrjahre aus?

Für Scherenschnittkünstler/-innen gibt es keine Schulen und kaum Kurse oder Literatur. Das einzige damals erhältliche Buch von Christian Rubi (Verlag Paul Haupt, Bern) war den beiden Lernenden nicht einmal bekannt.

«Wir sind im wahrsten Sinn des Wortes Autodidakten», meinen die beiden Künstler. «Wir haben geübt und ausprobiert und natürlich die Werke anderer Künstler, vorab jene des legendären J.J. Hauswirth aus dem Saanenland, studiert. Einerseits war uns bewusst, dass der Scherenschnitt stark in der Tradition verwurzelt ist und dass es dies zu respektieren galt, andererseits suchten wir nach unserer persönlichen

Sprache, nach neuen stilistischen Möglichkeiten. Die Themenwelt des ländlichen Alltags und Festtags war uns auf die Dauer zu «eng.» Diese Tendenz «weg vom Alpaufzug» fand Anerkennung: 1984 kaufte die Kantonale Bernische Kunstkommission ein Bild von Ursula Astner für das Museum für angewandte Kunst, und 1986 wurde das Paar anlässlich des Volkskunst-Wettbewerbes des Kantons Freiburg für sein gemeinsames Schaffen mit dem 1. Preis ausgezeichnet. Und dies, obwohl – oder gerade weil – Ursula und Sepp Astner die Tradition zwar respektierten, aber nicht als alleinigen künstlerischen Massstab betrachteten.

Wie lebt es sich vom Scherenschnitten?

Wir trafen das Ehepaar in der Galerie von Nelly Q. Curti an der Gerechtigkeitsgasse in Zürich, wo im März und April eine erfolgreiche Ausstellung der beiden Künstler stattfand. Und wir hatten die feste Vorstellung, die beiden würden in einem alten Bauernhaus leben.

«Vor nicht allzu langer Zeit war das tatsächlich der Fall», schmunzelt Sepp Astner, «auch wenn das Haus weder alt noch ein eigentliches Bauernhaus war. Wir haben jedoch nach eigenen Vorstellungen und einer 70%igen Mitarbeit von meiner Seite ein traditionelles Haus im freiburgischen Crésuz gebaut und schon während der Bauphase bewohnt. Mit der Zeit aber packte uns

dabei, unsere Spanischkenntnisse zu vertiefen, und haben guten Kontakt zur Bevölkerung gefunden, die im Inneren der Insel ja noch sehr traditionsverbunden und gastfreundlich ist. Sogar mit einem Galeristen, der sich für Schweizer Scherenschnitte interessiert, sind wir schon bekannt geworden.»

Von der Kunst des Scherenschnitts lässt es sich also leben, wenn man so fleissig und kreativ ist wie die Astners und zudem das einfache Leben bejaht.

Wie unterscheiden sich die Arbeiten von Ursula und Sepp Astner?

Wenn die beiden Künstler erzählen, sprechen sie fast immer im ersten Plural. Und doch spürt man sofort, dass da ganz eigenständige Persönlichkeiten nebeneinander und miteinander wirken, deren Ziel es nicht sein kann, völlig im künstlerischen Ausdruck zu verschmelzen. «Wir unterhalten uns zwar oft über unsere Arbeit, aber wir schweigen auch viel. Um genügend Zeit für die künstlerische Tätigkeit zu haben, teilen wir uns in die anfallende Arbeit im Haus partnerschaftlich», erzählt Ursula Astner.

Die Tatsache, dass die Astners künstlerisch eigene Wege suchen, beweist augenfällig ihr Umgang mit der Farbe. Während Sepp Astner seinen Ausdruck vor allem im Schwarzweissen findet, zieht es Ursula Astner zur farb-



Ursula und Sepp Astner

wieder das Reisefieber, zumal das Klima auf rund 1000 m Höhe auf die Dauer doch etwas rau war. Auf der Insel Mallorca, im Dorf Son Servera, fanden wir ein kleines ländliches Haus, das wir zurzeit auf unsere Bedürfnisse hin ausbauen und das uns wohl zur zweiten Heimat werden wird. Wir sind

lichen Ausgestaltung. Und da hat sie dann eben ihre persönliche Technik entwickelt. Mit Schnippselchen von farbigem Glanzpapier – aus Prospekten und Zeitschriften geschnitten – lockert sie die schwarze Komposition auf und bereichert vor allem das Mittelstück («Medaillon») ihrer Scherenschnitte. Sie geht dabei so minutiös vor, dass man annehmen könnte, der Blumen-

strauß, das Häuschen, der Garten seien mit dem Pinsel gemalt. Doch gerade eine solche, wesensfremde Technik lehnt sie ab.

Sepp Astner seinerseits, dessen Arbeiten etwas kräftiger strukturiert sind, fühlt sich besonders vom Ornamentalen fasziniert und entwickelt auf die-

sem Gebiet seine typische Könnerschaft. Beide Künstler aber haben den traditionellen Mittelfalz, der eine grundsätzliche Symmetrie bewirkt, beibehalten. Sie durchbrechen aber in der Ausgestaltung die Gegengleichheit bewusst immer wieder und bewirken so eine grössere Lebendigkeit und Individualität.

Scherenschnitte – weltweit

Dies mag im doppelten Sinn Gültigkeit haben. Einmal in bezug auf die Geschichte des Scherenschnitts, andererseits auf die Verbreitung der Astnerschen Kunstwerke. «Die Hochblüte des europäischen Scherenschnitts findet sich zwar im Biedermeier. Aber schon im 16. Jahrhundert existierte beispielsweise in der Türkei eine Scherenschnittschule. In der Schweiz allerdings erlebte der Scherenschnitt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen eigentlichen Boom. Ländliche Scherenschnitte sind übrigens nicht eine ausschliesslich schweizerische Spezialität – man kennt sie im ganzen alpenländischen Kulturraum.

Wer sind nun die Käufer der Astnerschen Papierkunstwerke? Ursula Astner: «Eigentümlicherweise eher selten die Freunde und Kenner von Volkskunst und traditionellem Kunsthandwerk. Es sind tatsächlich Menschen aus den verschiedensten Berufen und mit den unterschiedlichsten Geschmacksrichtungen, die unsere Arbeiten lieben und kaufen. Manchmal bekommen wir Aufträge, ein ganz bestimmtes Sujet, beispielsweise den «Schellenursli», zu bearbeiten. Viele unserer Werke finden den Weg ins europäische Ausland, nach den USA, Japan oder Australien.»

Man sieht es den Preisen dieser Scherenschnitte an, dass sie intensives Schaffen und hohe Konzentration erfordern; hundert Stunden und mehr sind durchaus keine Ausnahme; dass sich der Preis dann auf eine vierstellige Zahl beläuft, darf nicht verwundern. Aber für den Liebhaber mit dem kleinen Portemonnaie gibt es auch bescheidenerer Stücke, so dass der Besitz eines Scherenschnitts nicht dem wohlhabenden Käufer vorbehalten bleiben muss.

Da sich die Scherenschnitte der Astners gut mit alten Möbeln oder sonstigen profilierten Einzelstücken vertragen, stellen sie gerne in Antiquitätengeschäften – wie etwa jenem von Nelly Q. Curti – aus. Wichtig ist für Ursula und Sepp Astner aber auch die regelmässige Teilnahme an den grossen Scherenschnittausstellungen in eigentlichen Museen. Besonders hervorheben möchten wir hier die regelmässigen Ausstellungen im Touristikmuseum in Unterseen bei Interlaken oder die gelungene Ausstellung im Gewerbemuseum von Winterthur, die abschliessend auch in Bulle zu sehen war. Abschliessend die Philosophie, die hinter den papierernen Kunstwerken von Ursula und Sepp Astner steht: «Wir sehen uns nicht in erster Linie als Vertreter einer kunsthandwerklichen Folklore, sondern vielmehr jener Kunstrichtung zugehörig, die man gemeinhin als «naiv» bezeichnet und die eine tiefe Beziehung zu den einfachen schönen Dingen, zu Märchen und Träumen und den Schönheiten der Natur zum Ausdruck bringt.»

Annemarie Stüssi

VERANSTALTUNGSKALENDER

KURSE

Superiore-Kurs

In Zusammenarbeit mit der Università Italiana per Stranieri in Perugia bietet sich die Möglichkeit, in der Schweiz das «Diploma di lingua» und das «Diploma superiore» abzulegen. Vorbereitungskurse laufend durch die AKAD Akademikergesellschaft für Erwachsenenfortbildung AG, Seminargebäude Jungholzstrasse 43, 8050 Zürich-Oerlikon und Seminargebäude Seehofstrasse 16, b/Bellevue, 8008 Zürich
Auskunft: Tel. 01/302 76 66

Handwerkliche Sommerkurse

Kurs I:
Einführung ins Handweben
13.–15. Juli 1987

Kurs II:
Schreinern, Schmieden
27. Juli bis 8. August 1987

Kurs III:
Brettchenweben

Spezialkurs mit Peter Collingwood
27. Juli bis 1. August 1987

Kurs IV:
Teppichweben
Spezialkurs mit Peter Collingwood
3.–8. August 1987
Ort: Heimatwerkschule «Mülene», 8805 Richterswil
Auskunft: «Mülene», Tel. 01/784 25 66

Porzellanpuppen

Eine eigene Porzellanpuppe herstellen. Die Anleitung dazu gibt Ihnen unsere Puppenkünstlerin.
Leitung: Barbara Ackeret
Ort: Ferienhaus Mümliswil SO/Jura
Zeit: 5.–10. Juli 1987
Kosten: Fr. 375.–
Auskunft:
Coop Frauenbund Schweiz, Zentralsekretariat, Postfach 2550, 4002 Basel, Tel. 01/20 71 72

Protokollführung

– Aufgabe der Protokollführerin

arten
– Antragsarten erfassen
– Antragsarten verstehen
– Sprachliche Aspekte, Übungsteil
Ort: Restaurant Camillo, Zieglerstr. 20, Bern
Zeit: Ende Mai/Juni 1987, genaue Auskunft bei Regula Dannecker, Tel. 031/22 72 01
Anmeldung: Frauenzentrale des Kantons Bern, Spitalgasse 34, 3001 Bern, Tel. 031/22 72 01

SEMINARE

Lernen lernen

– Motivation und Ausdauer trainieren
– Freude und Angst bewusst machen
– Sich selber auf die Spur kommen
So werden Sie Ihre Lernqualität ab sofort beträchtlich verbessern.
Mehr lernen und mehr behalten – ist das nicht etwas, wofür es sich lohnt, einen Vormittag zu investieren?
Ort: Hotel Krone, Schaff-

hauserstr. 1, 8006 Zürich
Zeit: 13. Juni 1987
Samstagvormittag, 8.30–12.30 Uhr
Kosten: Fr. 110.– (umfangreiche Unterlagen und Pausenerfrischung inbegr.)
Auskunft: MRS-Institut, Wtikonerstr. 105, 8032 Zürich, Tel. 01/53 77 79

«Ruth» – Der Weg einer Frau in der Bibel

Bild- und Textmeditationen
Leitung: Maria Hafner, Malerin, Zug, und Pfr. Werner Frei, Kappel a. A.
Ort: Haus der Stille und Besinnung, 8926 Kappel a. A.
Zeit: 14.–16. August 1987
Auskunft: Kappel a. A., Tel. 01/764 12 11

AUSSTELLUNGEN

Zürich – Museum Bellerive «Sonia Delaunay: die angewandte Kunst» (1920–1960)

Ort: Bellerive, Höschgasse 3, 8008 Zürich

Zeit: 27. Mai bis 16. August 1987, geöffnet Di bis So 10–14 Uhr und 14–17 Uhr.

**Zürich – Galerie Maya Behn
«Textilkünstler/innen
der 13. intern. Bien-
nale Lausanne»**

Ort: Galerie Maya Behn, Neumarkt 24, Zürich
Zeit: Juni/Juli 1987
geöffnet Di bis Fr von 13–18.30 Uhr, Sa 11–16 Uhr

**Genf – Galerie du
Centre genevois de
l'artisanat «Mireille
Moser et Jean-
François Perena»**

Ort: 26, Grand-Rue, Genf
Zeit: 21. Mai bis 19. Juni 1987
geöffnet Mo 14–18.30 Uhr,
Di bis Fr 10–18.30 Uhr,
Sa 10–17 Uhr

**Bern – im Kornhaus
Schweizer Keramik**

14. Biennale der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Keramiker und Keramikerinnen.
Ort: Kornhaus, Zeughausgasse 2, 3011 Bern
Zeit: 14. Juli bis 9. August 1987
geöffnet Di bis So 10–12 und 14–17 Uhr, Donnerstagsabend 19–20 Uhr

KONZERTE

**Juni-Festwochen 1987
Tonhalle Zürich**

Franz Schubert: Fantasie f-Moll für Klavier zu vier Händen D 940
Wolfgang Amadeus Mozart: Sonate für zwei Klaviere D-Dur KV 448
Béla Bartók: Sonate für zwei Klaviere und Schlagzeug Sz 110
Georg Solti, Murray Perahia, Klavier
David Corkhill, Evelyn Glenie, Schlagzeug
Ort: Grosser Tonhallsaal, Claridenstrasse 7, 8002 Zürich
Zeit: 28. Juni 1987, 20.15 Uhr
Auskunft: Tonhalle-Kasse, Tel. 01/201 1580

**Juni-Festwochen 1987
«Französische
Romantik»**

Hector Berlioz: Overture zu Béatrice et Bénédicte
Frédéric Chopin: Konzert Nr. 1 e-Moll op.11
Johannes Brahms: Sinfonie Nr. 2 D-Dur op.73
gespielt vom Tonhalle-Orchester unter der Leitung von Yoav Talmi, mit Martha Argerich, Klavier
Ort: Grosser Tonhallsaal, Claridenstrasse 7, 8002 Zürich
Zeit: 11. Juni 1987, 20.15 Uhr
Auskunft: Tonhalle-Kasse, Tel. 01/201 1580

TAGUNGEN

**Guten Morgen, du
Schöne**

Bilder von uns selbst entdecken. Ein Tag zum Masken gestalten lernen.
Leitung: Regina Eller
Ort: Boldernhaus Zürich, Voltastr. 27, 8044 Zürich, Tel. 01/477361
Zeit: 13. Juni 1987, 9–17 Uhr

Wechseljahre

Leitung: Julia Onken, Kreuzlingen
Ort: Evang. Tagungszentrum Schloss Wartensee, 9400 Rorschacherberg
Zeit: 27./28. Juni 1987
Auskunft: Heimstätte Schloss Wartensee, Tel. 071/424646

**Auch getrennte Eltern
bleiben Eltern**

Offene Tagung für getrennt lebende und geschiedene Frauen und Männer
Ort: Evang. Tagungs- und Studienzentrum, 8708 Männedorf
Zeit: Samstag/Sonntag, 20./21. Juni 1987
Auskunft: Boldern, Männedorf, Tel. 01/922 1171

FERIEN

**Sommerferien
im Palazzo**

in Agra bei Lugano.
Ferienwoche für Mütter, Vä-

ter und Kinder. Was heisst das?
– sich erholen und ausruhen,
– mit anderen Spiel und Spass erleben
– Basteln, Theaterspielen, Zeichnen
Leitung: Erika und Jürg Kielholz, Hanny und Marlo Rizcato, Eva und Peter Hody
Ort: Ferienzentrum PALAZZO, 6927 Agra bei Lugano
Zeit: 5.–11. Juli 1987
Kosten: Vollpension inkl. Kurskosten, Erwachsene, Kinder, je nach Zimmerwunsch Fr. 510.– resp. Fr. 240.–
Auskunft: Boldern, Tel. 01/922 1171

**Alleinerziehende mit
Kindern**

Diese Ferienwoche bietet alleinerziehenden Müttern und Vätern mit Kindern im Vor- und Primarschulalter neben Basteln, Schwimmen, Wandern, Erholung und Gelegenheit zu interessanten Gesprächen.
Ort: Ferienhaus Mümliswil/SO Jura
Coop Frauenbund, Zentralsekretariat, Postfach 2550, 4002 Basel, Tel. 061/207172
Zeit: 11.–17. Juli 1987
Kosten: Fr. 290.– für Erwachsene, Fr. 100.– für Kinder

**Weben – Malen –
Sticken**

Eine Woche in Breno im Malcantone/TI
Zeit:
28. Juni bis 5. Juli

6.–12. Juli
2.–8. August
26. Sept. bis 2. Oktober
Kosten: Unterkunft, Essen, Kursleitung: 1 Woche Fr. 530.–
Auskunft: Iris Rüegg, 8627 Grüningen, Tel. 01/9352822,
oder Casa Leone, 6911 Breno, Tel. 091/77 15 10

**Globale Wechsel-
wirkungen –
Erfahrungstransfers
und Workshops**

sind aktuelle und zukunftsbezogene Themen in Wirtschaft, Politik und Medien. Veranstaltungen für Topführerinnen ebenso wie für Frauen aus dem Middle Management.
Ort: Hotel Atlantis Sheraton, Zürich
Zeit: 12.–15. September 1987
Auskunft: Management Symposium für Frauen, Postfach 255, 8030 Zürich, Tel. 01/555155

**Auskunft und
Beratung zum neuen
Eherecht**

Ort: Zürcher Frauenzentrale, am Schanzengraben 29, 8002 Zürich, Tel. 01/2026930/31
Zeit: Dienstag und Freitag von 10–16 Uhr. Voranmeldung und tel. Auskünfte ebenfalls Dienstag und Freitag 10–16 Uhr unter Tel. 01/2010010
Kosten: die Beratungen sind unentgeltlich

MRS-Institut
Dr. Monique R. Siegel
Witikonstrasse 105
8032 Zürich
Telefon 01/537779

S

Für Frauen, die öfter in die Lage kommen, Berichte, Artikel, Texte für Flugblätter, Memoranden, Programme und ähnliches zu verfassen, sich aber nicht dazu in der Lage fühlen:

Texte/Artikel verfassen, kürzen, redigieren ...
(Basisrüstzeug und viele praktische Übungen)

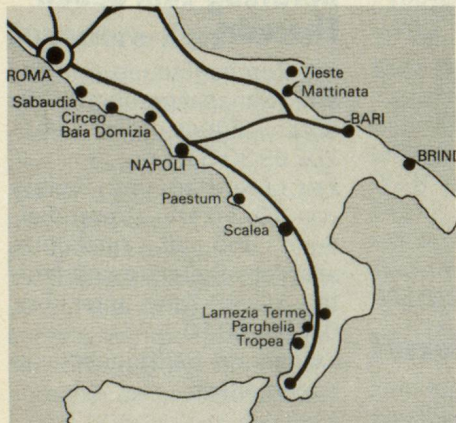
*10 Freitagnachmittage, 14.15–17.00 Uhr.
Beginn: 8. Mai 1987.*

Während Jahren hörte man über Badeferien in Italien fast nur Negatives: Sardinienverpackung an den Stränden, trübes Abwaschwasser an der Adriaküste, Bratkartoffelduft in Billig-Hotels. Trotzdem: Italien kann auch ganz anders sein, zum Beispiel im Süden.

Fern vom Germanen-Grill

Unbeachtet von den meisten nordischen Reiseveranstaltern sind in Apulien und Kalabrien neue Badeküsten entstanden. Sie werden vor allem von Italienern besucht, die gelegentlich gleich für den ganzen Sommer eine Ferienwohnung in Strandnähe mieten. Die Kinder sollen wenigstens für zwei oder drei Monate im Jahr aus der schlechten Luft von Rom oder Neapel herausgeholt werden, wie man erklärt. Entsprechend ihrer Gästeschar sehen die südlichen Feriententren auch recht anders aus als die Germanen-Grills um Milano Marittima. An der flachen Westküste von Apulien dominieren die modernistischen neuen Siedlungen, die Menüs enthalten zumindest ein Teigwarengericht und mehr Frutti di mare als Fleisch, es fehlt niemals an Parkplätzen, wohl aber an Sportanlagen, und geredet wird fast ausschliesslich italienisch.

Anders die felsige Ostküste von Apulien, wo die Hotels und Ferienhäuser weitverstreut in Pinienwäldern und an romantischen Buchten liegen. Sand ist



Im Süden von Italien sind in den letzten Jahren neue Badeküsten entstanden, z. B. bei Scalea.

hier eher rar, ein Auto de rigueur, denn idealer als zum Baden ist die Region für Ausflüge. Eine Ausnahme macht das Hotel Baia delle Zagare, 160 Kilometer südlich von Bari. Es liegt umgeben von Pinien auf einer hohen Felsklippe, verfügt über 144 zweckmässig eingerichtete Zimmer, ein gutes Restaurant, eine Diskothek, einen Tennisplatz und zwei Aufzüge, die zu einem Sand- beziehungsweise zu einem Kieselstrand hinunterführen. Soviel Infrastruktur aber ist in Süditalien recht selten. Allerdings ist das «Baia

delle Zagare» nicht ganz billig: 630 bis 966 Franken pro Woche und Person, wobei für Sonnenschirm, Liegestuhl und Liftbenützung 80 Franken extra berechnet werden.

Neue Strandhotels der mittleren Kategorie werden sodann auch in Kalabrien

angeboten. Viele von ihnen offerieren einen privaten Sandstrand, die meisten sind recht hübsch eingerichtet. Geschätzt wird zudem die nette familiäre Atmosphäre. Man ist überaus kinderfreundlich, was nicht zuletzt in den sehr bescheidenen Kosten für ein Kin-



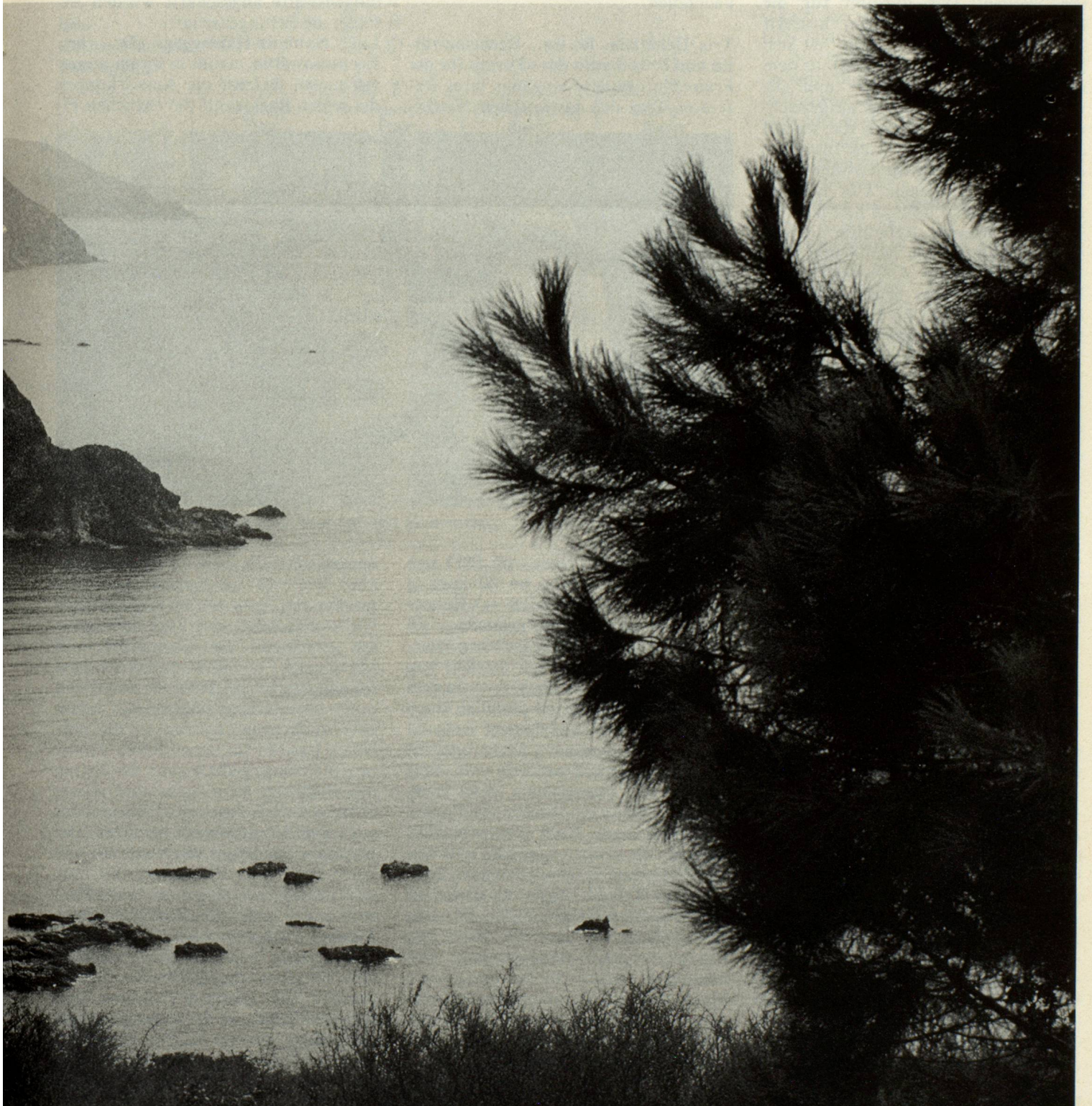
derbett zum Ausdruck kommt. Wer dagegen mondänes Dolce vita sucht, ist fehl am Platz. Besonders zu empfehlen das Grand Hotel de Rose in Scalea, das von der italienischen Presse als eine der schönsten Badedestinationen des Landes gepriesen wird. Es findet sich inmitten einer Landschaft voller wilder Schönheit und begeistert auch passionierte Reiter, Taucher, Wasserskifahrer, Schnorchler und Wanderer, ebenso vorhanden ein grosses Schwimmbassin und ein gepflegter Park. Bleiben die vielfältigen Sightseeing-Möglichkeiten. Es müssen wirklich

nicht immer nur die Trulli sein, oder das Castel' del Monte oder Brindisi mit den Säulen, die das Ende der Via Appia signalisieren. Mindestens gleich sehenswert ist die bezaubernde Barockstadt Lecce, die bis zum heutigen Tag ihren aristokratischen Charakter bewahrt hat und wo manche Leute noch immer Paläste mit sechzig und mehr Zimmern bewohnen. Oder die vielen Sarazentürme entlang der Küste. Oder die Vulkaninsel Stromboli. Oder die Gargano-Grotten, die mit Motorbooten besucht werden. Nur für Badeferien sind Apulien und Kalabrien schlicht zu schade.

Zum Schluss jedoch noch eine Warnung: Italienanfänger könnten einige Schwierigkeiten haben. Nordländer sind in der Minderzahl, weshalb einige Anpassung erwartet wird, dies sowohl hinsichtlich Essen, als auch hinsichtlich der Kleidung. Der Oben-ohne Look beispielsweise ist nicht gern gesehen. Endlich sollten Sie den Ferragosto, also die Zeit zwischen dem 1. und 15. August, tunlichst vermeiden.

Charlotte Peter

Nähere Auskünfte: Gondrand Reisen, Talstrasse 66, 8001 Zürich



«Gesetz und Wirklichkeit stimmen heute nicht mehr überein», sagte alt Bundesrat Rudolf Friedrich, «weshalb die geltende Ordnung überarbeitet werden muss.» Das neue Eherecht löst ein Gesetz ab aus der Zeit Anfang dieses Jahrhunderts. Bereits 1957 wurden die ersten Vorarbeiten zu einer Revision geleistet. Die Änderungen sollen günstigere Rahmenbedingungen schaffen zur Gleichberechtigung zwischen Ehegatten.

Ab 1988 gilt das neue Eherecht

In sieben Monaten stehen wir vor der Inkraftsetzung des neuen Eherechts. Mancherorts werden deshalb Kurse angeboten, in welchen die neuen Regelungen und deren Auswirkungen erläutert werden. Das «Forum für die Frau», eine Interessengemeinschaft für frauenspezifische Fragen, hat sich in einem Vortragszyklus ebenfalls dem neuen Eherecht gewidmet und die wichtigsten Auswirkungen aufgezeichnet. Diese Veranstaltungen stiessen auf ein über Erwarten grosses Interesse, denn etwa 4000 Teilnehmer/-innen hatten sich eingeschrieben. Vier Juristinnen und eine Psychologin beleuchteten in hervorragenden Referaten die veränderte Stellung von Mann und Frau in Ehe und Familie. Auch das eheliche Güterrecht in seiner neuen Form und etliche Neuerungen im Erbrecht, aber auch die Auswirkungen der neuen, offeneren Rollenverteilung auf den Alltag der Frau kamen zur Sprache. Von der Möglichkeit, Fragen zu stellen, machten so viele Teilnehmerinnen Gebrauch, dass die Fragen themenspezifisch gebündelt werden mussten. Die Frauenzentralen haben jedoch an einigen Orten Beratungs- und Auskunftstellen eröffnet, um die Lawine von offenkundigen Fragen aufzufangen.

Name und Bürgerrecht

Die beiden «äusseren» Änderungen, nämlich Name und Bürgerrecht, standen zuerst im Vordergrund, und erst in zweiter Linie wurden Fragen zum gemeinsamen Wohnsitz, zur Auskunftspflicht und zum Steuerrecht gestellt. Schon in der Referendumskommission gaben bekanntlich der Name und das Bürgerrecht sehr viel zu reden, obwohl sie mit der Rechtsstellung von Mann und Frau nicht viel zu tun haben. Es wird nun also so sein, dass die Frau bei der Heirat sagen kann, ob sie ihren Mädchennamen dem ihres Mannes voranstellen will. Jene Frauen, welche heute schon verheiratet sind, ihren ledigen Namen aber wieder haben möchten, können im Laufe des nächsten Jahres erklären, dass sie das neue Recht in Anspruch nehmen wollen. Neu ist auch, dass die Frau bei der Hei-

rat ihr eigenes Bürgerrecht nicht mehr verliert, zusätzlich aber auch noch dasjenige ihres Mannes bekommt. Auch dies können verheiratete Frauen nachträglich im Laufe des nächsten Jahres nachholen.

Trix Heberlein, lic.iur., Rechtsanwältin und Präsidentin des «Forum für die Frau», informierte eingangs ihres Referates über den historischen Hinter-



Ehen würden im Himmel geschlossen, behauptet ein altes Sprichwort. Doch gelebt werden sie auf Erden.

grund und langen Weg vom 1907 von Eugen Huber beinahe im Alleingang geschriebenen Eherecht bis zur Entstehung des heutigen, vorliegenden Gesetzes. Es ist ja nicht einzusehen, warum eine Frau, welche vor der Ehe voll handlungsfähig ist, nach dem Jawort auf dem Zivilstandsamt plötzlich einen Teil ihrer Handlungsfähigkeit verlieren sollte. Nach heutigem Recht braucht die verheiratete Frau für viele Entschiede die Zustimmung ihres Ehemannes. Heute empfinden die Frauen das als Schikane. Auch in einer glücklichen Ehe ist es doch komisch, dass solche Einschränkungen gesetzlich noch bestehen. Trix Heberlein umschrieb es mit folgenden, humorvollen Worten. Heute ist es so, dass der Mann bestimmt, verfügt, verwaltet, nutzt, verbietet und gewährt. In Zukunft werden Mann und Frau partnerschaftlich bestimmen, verfügen, verwalten, nutzen, einander gegenseitig verbieten, aber vor allem einander gewähren.

Was heisst Errungenschaftsbeteiligung?

Was während der Ehe erworben und nicht als Ersatz für eingebrachte Vermögenswerte angeschafft worden ist, bildet die Errungenschaft.

Lili Nabholz-Haidegger, Dr. iur. Rechtsanwältin, nahm in ihrem ausgezeichneten Referat die Auswirkungen des neuen Rechts auf die ehelichen Fi-

nzen unter die Lupe, wobei auch das neue Erbrecht zur Sprache kam. Sie machte klar, dass neu im Gegensatz zu vorher nur noch vier Vermögensmassen bestehen: die Eigengüter von Mann und Frau und die beidseitigen Errungenschaften. Jeder verwaltet und nutzt seine Güter selbständig, leistet aber auch einen Beitrag an die ehelichen Lasten. Im neuen Recht gehört ja zur Errungenschaft auch der Ertrag des ehelichen Vermögens und ausser dem Arbeiterwerb des Ehemannes **auch der Arbeiterwerb der Frau, der bis anhin Sondergut war.**

Auch kann jeder Ehepartner frei über sein Vermögen verfügen, d. h. die Frau wird nicht mehr die Vollmacht ihres Mannes einholen müssen, wenn sie von ihrem Sparbuch Geld abholen will. Neu ist auch, dass bei Auflösung der Ehe, aber auch bei Tod eines Gatten jeder **hälftig an der Errungenschaft des andern beteiligt** ist. Durch Ehevertrag, Testament und Erbvertrag kön-

Güterverbindung (bisher)

	Eingebrachtes Frauengut	Sondergut Frau	Errungenschaft Mann	Eingebracht Mann	Sondergut Mann
Eigentum	Frau vertr. Mann	Frau	Mann	Mann	Mann
Verwaltung	Mann	Frau	Mann	Mann	Mann
Verfügung	Frau + Mann	Frau	Mann	Mann	Mann
Ertrag	Mann	Frau	Mann	Mann	Mann
Auflösung	Frau	Frau	2/3 Mann 1/3 Frau	Mann	Mann

Neu: Errungenschaftsbeteiligung

	Eigengut Frau	Errungenschaft Frau	Errungenschaft Mann	Eigengut Mann
Eigentum	Frau	Frau	Mann	Mann
Verwaltung	Frau	Frau	Mann	Mann
Verfügung	Frau	Frau	Mann	Mann
Ertrag	Frau	Frau	Mann	Mann
Auflösung	Frau	1/2 Frau 1/2 Mann	1/2 Mann 1/2 Frau	Mann

nen aber auch weiterhin individuelle Lösungen getroffen werden, die den persönlichen Verhältnissen vielleicht besser Rechnung tragen. Es wird im neuen Gesetz deutlich gesagt, dass sich Eheleute gegenseitig die volle Errungenschaft zuhalten können, wenn nicht Kinder aus früheren Ehen zu berücksichtigen sind. Ein ganz besonders wichtiger Punkt für landwirtschaftliche und andere Gewerbetreibende ist die Neuerung, dass Erträge des Eigengutes durch Ehevertrag zu Eigengut erklärt werden können.

Die folgende Übersicht zeigt die Änderung vom bisherigen Güterstand der Güterverbindung zur vierteiligen Errungenschaftsbeteiligung. (Quelle der grafischen Darstellung: Bundesamt für Justiz.) Siehe Tabelle oben.

Ehefrauen im Geschäft ihres Mannes

Mit Spezialfragen aus dem Ehegüter- und Erbrecht befasste sich **Margit Huber-Berninger, lic. iur., Rechtsanwältin.**

Jeder von uns kennt aus seinem Dorf oder Quartier die Bäckersfrau, welche neben der Familie den Laden besorgt, die Gärtnersfrau, welche wie in so vielen Gewerbebetrieben die Administration besorgt und die Buchhaltung führt, die Frau des Gastwirts oder Hoteliers, die überall mithilft im Betrieb, nicht zuletzt auch die Bäuerin, ohne

deren Einsatz der Hof ihres Mannes undenkbar ist.

Grundsätzlich können im neuen Ehegüter- und Erbrecht drei verschiedene Instrumente benützt werden, um die gesetzliche Ordnung im Einzelfall den konkreten Bedürfnissen entsprechend umzugestalten. Dadurch lässt sich praktisch für jede Ehesituation eine massgeschneiderte Lösung finden. Ehevertrag, Testament, Erbvertrag und zusätzlich alle Rechtsgeschäfte aus dem Obligationenrecht stehen zur Verfügung. Aus den drei ausführlich besprochenen Beispielen der unselbständigen erwerbstätigen Ehefrau, der selbständigen Geschäftsfrau und derjenigen Ehefrau, welche im Betrieb ihres Ehemanns mitarbeitet, möchte ich das dritte an dieser Stelle beleuchten.

Im alten Recht hatte die Frau des Betriebsinhabers, unabhängig davon, wie gross ihr Arbeitseinsatz war, keinen gesetzlichen Lohnanspruch. Der Ehemann, der hingegen im Geschäft seiner Frau arbeitete, hatte einen Anspruch auf Entlohnung. Auch in diesem Punkt schafft das neue Recht Gleichberechtigung. Auch der Frau steht neuerdings **ein angemessener Ausgleich** zu, nicht zu verwechseln mit dem angemessenen Betrag zur freien Verfügung, welchem dem haushaltführenden Ehegatten zusteht. Es kann aber auch der Abschluss eines Arbeitsvertrags empfehlenswert sein. Der festgesetzte Lohn wird jedoch dem Um-

stand Rechnung tragen müssen, dass ja ein Teil der Mithilfe durchaus als eheliche Beistandspflicht geschuldet ist. Führen die Ehegatten als gleichberechtigte Partner ein Geschäft, ist die Form einer Kollektivgesellschaft eine sinnvolle Art, sich zusammenschliessen. Beteiligt sich der eine Partner am Geschäft mit einem festen Betrag und ist er am Gewinnanteil beteiligt, ist die Gründung einer Kommanditgesellschaft angebracht. Je nach dem, woher die Mittel für Aufbau und Betrieb des Geschäftes ursprünglich stammen, gehört unter dem neuen Recht dieser Gesellschaftsanteil entweder zum Eigengut oder zur Errungenschaft des einzelnen Ehegatten. Der Gewinnanteil fällt hingegen ungeachtet der Herkunft der Mittel in die Errungenschaft. Es sei denn, man vereinbart etwas anderes. Will ein Unternehmer oder eine Unternehmerin sein/ihr Gewerbe aus der güterrechtlichen Auseinandersetzung ausklammern, wird er/sie versuchen, dieses mit einem Ehevertrag zu Eigengut zu erklären. Diese Möglichkeit hat ebenfalls der Landwirt, dem es um das Fortbestehen seines Hofes geht. Im geltenden Recht bestehen grosse Klüften zwischen Wunsch und Wirklichkeit, wenn es um die Erhaltung eines Hofes geht, weil in der güterrechtlichen Auseinandersetzung (Scheidung oder Tod) das landwirtschaftliche Heimwesen mit dem vollen Verkehrswert angerechnet wird und nicht mit dem Ertragswert. Dieser ist aber oft ein Vielfaches des Ertragswertes, und eine vernünftige Weiterführung des Hofes wird verunmöglicht. **Neu wird ein Bauernhof nur zum Ertragswert angerechnet**, womit ein altes Postulat aus landwirtschaftlichen Kreisen verwirklicht wird. **Um so mehr sind Bäuerinnen darauf angewiesen, dass ihnen auf andere Weise entgegengekommen wird.**

Ein paar brennende Fragen

Was kann man unternehmen, wenn man am bisherigen Recht festhalten will?

Gleichgültig wann die Ehe abgeschlossen wurde, gilt das neue Eherecht ab 1. Januar 1988. Sollten beide Ehegatten jedoch den Güterstand der Güterverbindung behalten wollen, können sie dies innerhalb des Jahres 1988 erklären. Sind beide gegenteiliger Meinung, kann derjenige, der das alte Recht behalten will, auf Verlangen das gemeinsam erworbene Vermögen im Verhältnis 1:3 ausdividieren lassen. Doch danach gilt auch für ihn das neue Güterrecht.

Gelten vor dem 1.1.1988 abgeschlossene Eheverträge auch nach Inkraftsetzung des neuen Ehe- und Erbrechts? Wird keine ausdrückliche Aufhebung erklärt, gelten diese weiter. Jeder Ehevertrag ist auch bei Veränderung des Erbrechts gültig, ausser Dritten gegenüber, falls er nicht im Güterrechtsregister eingetragen wurde.

Können Eheverträge nach neuem Recht erst ab 1988 abgeschlossen werden und nicht früher?

Entsprechende Eheverträge können zwar vorbereitet, jedoch erst nach Inkraftsetzung des neuen Erbrechts notariell beglaubigt werden.

Müssen Mietverträge, die vor dem 1.1.1988 abgeschlossen wurden, neu erstellt und mit Unterschriften beider Ehegatten versehen werden?

Gesetzlich müssen nicht beide den Mietvertrag unterschreiben, jedoch müssen ihm beide zustimmen. Die Kündigung hingegen muss beiden zugestellt werden, so dass sie nicht dem einen Partner verheimlicht werden kann. Handelt es sich um eine Zweitwohnung, kann der Mietvertrag ohne Zustimmung des andern aufgelöst werden. Dasselbe gilt für den Verkauf eines Hauses oder einer Wohnung: Handelt es sich um den gemeinsamen Wohnsitz, so kann dieses Objekt nur mit ausdrücklicher Zustimmung beiderseits verkauft werden.

Wie hoch ist der angemessene Beitrag zur freien Verfügung für den haushaltführenden Ehegatten?

Dies ist eine Ermessenssache, über die sich die Ehepartner einigen müssen. In der Regel ist es so, dass nach Abzug des Familienunterhaltes der übrig bleibende Rest der Einnahmen hälftig geteilt werden muss. Kann man sich nicht einigen, ist letztlich der Eheschutzrichter die beurteilende Instanz.

Wenn der überlebenden Ehefrau die Nutzniessung des Nachlasses zugesprochen wurde und die Nachkommen die Auszahlung des Pflichtteils fordern: Muss sie dem Anspruch nachkommen?

Nein, denn die wirkliche, effektive Teilung muss erst beim Ableben des zweiten Ehepartners erfolgen.

Welches Recht wird angewandt im Falle einer Scheidung? Das neue oder das alte?

Wenn die Scheidungsklage im Jahre 1987 eingereicht wurde, das Urteil jedoch im Jahre 1988 gesprochen wird, gilt das alte Eherecht. Entscheidend ist das Datum der Einreichung der Klage und nicht die Urteilsfindung.

Ursula Oberholzer

Ist die Zukunft weiblich? Der Titel eines neuen Buches von Margarete Mitscherlich könnte – zumindest was die bildende Kunst anbetrifft – bald eine positive Antwort finden. Frauenkunst allüberall. Erwähnen wir nur einige Beispiele aus Ausstellungen des Jahres 1987.

Neues in Bronze und Marmor

Ursula Fehr: Symbole der Emanzipation

Die Bildhauerin Ursula Fehr wurde im Zürcher Seefeld geboren, erhielt ihre Ausbildung an der Ecole des Beaux-Arts in Genf und lebt heute am Bodensee. Doch in der sanften Umgebung entsteht durchaus keine sanfte Kunst. Schon die kühnen Kombinationen von Marmor und Chromstahl oder Marmor und Bronze sprechen eine höchst eigenwillige Sprache. Ebenso überraschend die Motive, die man pauschal mit «Metamorphosen» überschreiben könnte. Ob Raupe, Blatt, Keim, Blume oder Mensch, alles ist im Wandel begriffen. Die Bildhauerin selber aber erklärt: «Ich ertrage den stur begrenzten Raum nicht, ich weiss, andere würden nicht «stur begrenzt», sondern «klar begrenzt» sagen, so zum Beispiel die konstruktiven Künstler. Aber von denen unterscheide ich mich eben völlig.» Und weiter: «Dass hier vielleicht ein Symbol für Emanzipation entstanden ist, darf man annehmen. Aber es handelt sich – und ich betone das – um eine Emanzipation zum Menschen hin, nicht allein um die der Frauen. Die Männer haben sie nämlich ebenso nötig.» Ein grosses Programm, das noch manche Entwicklungsmöglichkeiten in sich einschliesst.

Bridget Riley: Harmonie der Gegensätze

Bridget Riley wurde 1931 in London geboren, studierte am Goldsmith's College of Art, gewann zahlreiche internationale Preise, stellt weltweit aus und zählt heute zu den erfolgreichsten Malerinnen. Nach einer Ausstellung im Museum of Modern Art in New York beispielsweise bestellten derart viele Leute «irgendeinen Riley», dass die Künstlerin, hätte sie alle Aufträge angenommen, auf Jahre hinaus ausgebucht gewesen wäre. Dabei ist die gestrenge, abstrakte Kunst der Erfolgreichen durchaus nicht ganz einfach zu verstehen. Bryan Robertson erklärt sie folgendermassen: «Bridget Riley schafft Werke in jener grossen alten

Tradition, die die Versöhnung der Gegensätze anstrebt, die Harmonie will und von Spannungen erlöst. Der Akt der künstlerischen Versöhnung wird somit zu einem lebendigen Geschenk von etwas, das erst wieder neu entdeckt werden musste.» Im weiteren attestiert Robertson der Malerin eine ausgeprägte weibliche Sensibilität sowie grosse Ruhe und Heiterkeit. Und wirklich: je länger man die Bilder von Bridget Riley betrachtet, je mehr wird man von ihnen verzaubert.

Evi Kliemand: Schriftzeichen setzen

Evi Kliemand, 1946 in Vaduz geboren, ausgebildet in Genf, New York, Zürich und St.Gallen, ist eine überaus



Die Malerin und Dichterin Evi Kliemand schuf die «Komposition III».

vielseitige Künstlerin. Sie malt, zeichnet, entwirft Bildteppiche und schreibt Gedichte, doch sie liebt die Zurückgezogenheit. In ihren beiden Ateliers im Tessin und in Liechtenstein entstehen daher vor allem Werke, die von der Natur inspiriert sind. Das Tal, der Berg, der Baum, die Brücke, der Fluss – das sind ihre Lieblingsmotive, wozu sie selber erklärt: «Die Landschaft musste mir manchmal alles sein, Licht- und Projektionsfläche, Archi-

tektur und Wandlungsfaktor. Ich trug deren Formen hinüber in die Wirklichkeit Bild oder in die Wirklichkeit der Wörter. Ich war abhängig vom Vokabular meiner mich umgebenden Landschaft, und das minderte die Angst um sie in der heutigen Zeit nicht, denn plötzlich sagt man: Du Baum. Du Berg. Du Licht. Du Wiese.»

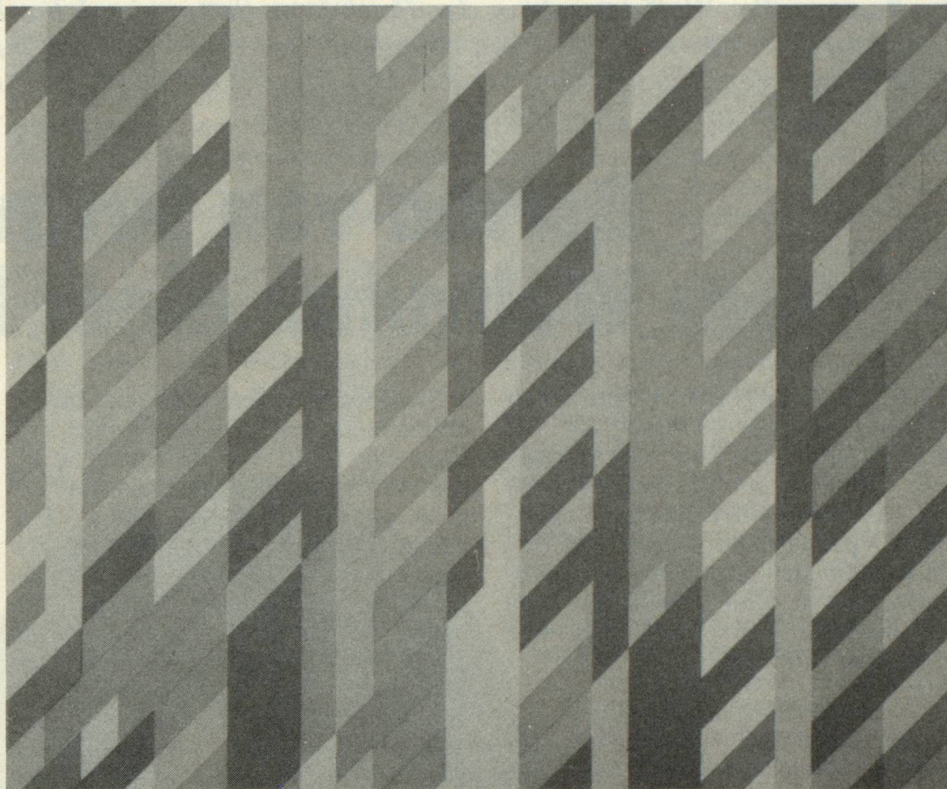
Entstanden jedoch sind fast abstrakte Werke, eigentlich nur Chiffren und Zeichen – doch was für welche!

Eva Utzinger-Meier: Liebenswürdigkeit auf Seide

Die Zürcherin Eva Utzinger-Meier kam erst auf Umwegen zur Seidenmalerei. Erst absolvierte sie eine kaufmännische Lehre, dann zog sie mit ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn in die Vereinigten Staaten, doch gemalt und gezeichnet hat sie eigentlich immer. 1980 endlich fand sie zur alten und urweiblichen Kunst der Seidenmalerei, wobei sie ihre Inspirationen auf ihren vielen Studienreisen nach Mexiko, Spanien, Italien, Schweden, Holland und Frankreich holt. Das Resultat ist eine buntscheckige Auswahl der verschiedensten Stile, angefangen von einem popigen Po in Jeans bis zu zarten Blumendessins und von geometrischen Motiven bis zu figürlichen Darstellungen.

Aber auch die Zweckbestimmung der Malerei ist unterschiedlich. Sie kann ebenso gut Blusen und Foulards zieren, wie reines Kunstwerk sein. Eines aber ist allen Werken von Eva Utzinger-Meier gemeinsam: sie sind fröhlich und lebensbejahend.

Charlotte Peter



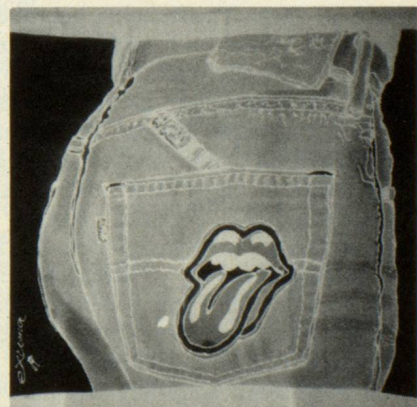
Bridget Rileys «Recollection» entstand 1986 und verwirrt durch ihre Kontraste die Augen.



... und malt bald brave Trachtenmädchen, bald kecke Motive aus der Pop-Szene.



Eva Utzinger-Meier hat sich auf die spezielle Kunst der Seidenmalerei konzentriert ...



Ursula Fehrs Bronze-Plastiken können oft als Symbole gedeutet werden, so auch «Umhüllen».

Im Roman «Die Waffen nieder», den Bertha von Suttner im Jahre 1889 publizierte, geht es um das Schicksal einer von Krieg und Tod heimgesuchten Familie, wobei auch die Greuel auf den Schlachtfeldern recht genau geschildert werden. Das ganze Werk geriet so – getreu dem Willen der Autorin – zu einem einzigen grossen Pamphlet gegen den Krieg.

Bertha von Suttner – vom Weltruhm einer Pazifistin

Der Erfolg war grandios. Bertha von Suttner wurde zu einer der berühmtesten Frauen ihrer Zeit, pflegte enge Kontakte mit Fürsten, Königen und führenden Intellektuellen, unternahm Vortragsreisen bis in die Vereinigten Staaten, gründete eine Friedenszeitschrift und präsiidierte Friedensorganisationen. Doch wer war diese Frau wirklich?

Die abenteuerliche Jugend einer Komtesse

Bertha Freiin von Suttner wurde am 9. Juni 1843 in Prag postum als Tochter des Grafen Franz Joseph Kinsky von Wchinitz und Tettau, pensionierten k. k. Feldmarschalleutnants und wirklichen Kämmerers, und dessen Gattin Sophia Wilhelmine, geborene von Körner, geboren. Sie gehörte also väterlicherseits der gräflichen Linie des grossen böhmischen Adelsgeschlechtes an, das bis in das 12. Jahrhundert nachweisbar ist. Ein Graf Kinsky wurde mit Wallenstein 1634 in Eger ermordet, Vertreter der fürstlichen Linie hatten höchste Ämter am Hofe der Habsburger inne. Dass Bertha Suttner Wert darauf legte, ihre Zugehörigkeit zur Familie Kinsky nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, beweist der Umstand, dass sie ihre Memoiren mit der Abschrift ihres Tauscheins beginnen, damit man wisse, «wo und in welchem Milieu ich zur Welt gekommen bin». Aus ihrem Tauschein ist auch zu entnehmen, dass ihre Mutter die Tochter des Rittmeisters Joseph von Körner gewesen war – eines Verwandten des Freiheitsdichters Theodor Körner – und dass Graf Kinsky nach dem Kodex des österreichischen Hochadels eine nicht ebenbürtige Frau geheiratet hatte. Diese Wahl brachte seinen Kindern gesellschaftlich manche Nachteile. In ihren Memoiren schildert Bertha von Suttner ihre ersten Erfahrungen in der Wiener Gesellschaft: «Und nun sollte ich in die Welt eingeführt werden. Unser Name hätte uns wohl berechtigt, in der höchsten Aristokratie zu verkehren. Aber man kennt diesen Hochadel schlecht, wenn man glaubt, Name und

Verwandtschaft genügen, um aufgenommen zu werden. Dazu gehört vor allem der Besitz von 16 Ahnen, d. h. die Hoffähigkeit. Diese besaßen wir nicht.» Un einige Zeilen weiter: «Ein adeliges Picknick. Voll freudiger Erwartung betrat ich den Saal, voll gekränkter Enttäuschung habe ich ihn verlassen. Nur wenige Tänzer habe ich gefunden. Die hochadeligen Mütter sassens beisammen, meine Mutter sass einsam, die Komtessen standen in Rudeln und schnatterten – ich kannte keine, beim Souper bildeten sich lustige Gesellschaften, ich war verlassen.»

Mutter und Tochter Kinsky dürften aus jenen für sie so bitteren Erfahrungen die Konsequenzen gezogen haben, denn sie verbrachten den Winter nicht mehr in der Kaiserstadt, sondern in Venedig, und fanden dort den Anschluss an die internationale Gesellschaft.

Die Spielleidenschaft der Mutter liess sie oft die mondänen Badeorte aufsuchen, aber meist musste der Aufenthalt wegen grosser Verluste früher als geplant abgebrochen werden. Die finanziellen Verhältnisse verschlechterten sich, und nach einigen Jahren des Reisens und Spielens büsste sie ihr gesamtes Vermögen ein. Noch vor dem katastrophalen Ende nahm die junge Bertha Gesangstunden, um wenn möglich die Karriere einer Sängerin einzuschlagen. Trotz Begabung reichte ihre Stimme aber nicht aus, um einen grossen Saal zu füllen. Versuche, durch einen Impresario ein Engagement zu bekommen, schlugen fehl, wie sie in ihren Memoiren erzählt.

Skandalöse Heirat und Flucht ins Zarenreich

Mehrere Freier, die um die Hand der Komtesse angehalten hatten, wurden abgelehnt. Einmal, als ganz junges Mädchen auf Wunsch der Familie mit einem wesentlich älteren, aber reichen bürgerlichen Industriellen verlobt, lief sie diesem beim ersten Kuss davon. Das zweite Mal war sie in Paris einem Engländer versprochen, doch dieser verliess sie zu ihrem Glück noch vor

der Eheschliessung – sein Reichtum in Australien hatte sich als Luftschloss eines Abenteurers erwiesen. Ein drittes Mal gab sie ihr Wort einem Prinzen Wittgenstein, einem begabten Sänger, mit dem sie die Liebe zur Musik verband. Doch der Prinz erkrankte und starb während einer Überfahrt nach den Vereinigten Staaten.

Nach dem tragischen Ende dieser Verlobung, die eine Beendigung des ziellosen Herumirrens von Mutter und Tochter zur Folge gehabt hätte, beschloss Bertha, eine Arbeit zu suchen. So kam sie ins Haus des Freiherrn von Suttner, eines reichen Mannes der Gründerzeit, wurde Erzieherin seiner vier Töchter und zwei Jahre später gegen seinen Willen die Frau seines jüngsten Sohnes Arthur Gundaccar. «Jener Tag öffnete die Pforte, durch die jene Bertha Suttner treten konnte, als die – mit ihren Erfahrungen reinsten Eheglücks und tiefsten Witwengrams – ich mich heute noch fühle, während jene Bertha Kinsky, von der ich bisher erzählte, mir nur noch wie eine Bilderbuchgestalt vorschwebt», heisst es in den Memoiren.

Die 33jährige Bertha heiratete ihren mehr als zehn Jahre jüngeren Bräutigam am 12. Juni 1876 ganz im geheimen. Das Paar reiste sodann, eigentlich flohen sie, nach Russland in den Kaukasus zur Fürstin Mingrelien, einer Freundin der jungen Frau aus ihrer Pariserzeit. «Ich hatte von Wien aus der Fürstin und dem Fürsten unseren Roman geschrieben und unseren Besuch angesagt. Ein freudiges «Willkommen» war uns zurücktelegraphiert.»

Die erste Zeit in Russland dürfte jedoch nicht leicht gewesen sein. Baron Suttner entwarf Pläne für ein Schloss, leitete die Bauarbeiten, machte Tapezentwürfe und erteilte – wie auch seine Frau – Privatunterricht, die Einkünfte aber waren bestimmt nicht grossartig. Das Paar führte ein Leben wie Emigranten. Trotz der Gunst der Fürstin waren die Suttners allein auf ihren Fleiss und ihre Fähigkeiten angewiesen. Mühsame Arbeit bei Tag, abends grosse Toilette und Geselligkeit bei den Adelsfamilien.

Sie schienen dieses abenteuerliche und arbeitsreiche Leben geliebt zu haben. In ihrem Buch «Es Löwos» hatte Bertha Suttner diese Stimmung festzuhalten versucht, und oft dachten beide später, in die Enge des österreichischen Familienlebens zurückgekehrt, an jene Jahre und waren nur glücklich, wenn sie wieder auf Reisen gehen konnten. Wenn das Ehepaar auch nicht gerade Not litt – zwar erwähnt Bertha in ihren Schriften sogar das Gespenst des Hungers –, so waren sie doch gezwungen, sich nach immer neuen Geldquellen umzusehen. Die Hoffnung, durch die Fürsprache der Fürstin am Zarenhof eine Stelle als Adjutant zu erhalten, musste Arthur von Suttner begraben, und so versuchte er es mit der Schriftstellerei. Und Bertha tat es ihm bald nach: «War es Neid oder Nachahmungstrieb? Ich wollte versuchen, ob ich auch etwas schreiben konnte, verfasste in aller Stille ein Feuilleton, sandte es an die «Alte Presse» nach Wien – und von da an habe ich weitergeschrieben.»

Anfangs schrieb Arthur Suttner unter dem Pseudonym A. G. Leirei Romane und Novellen, deren Schauplatz der Kaukasus war. Das exotische Milieu, durch den Russisch-Türkischen Krieg interessant geworden, dazu ein flüssiger Stil sicherten seinen Arbeiten einen guten Erfolg. Doch auch Bertha Suttners sozialkritische Werke kamen beim Publikum an.

Die Sternstunde einer Schriftstellerin

Als Schriftsteller bekannt und finanziell unabhängig kam das Ehepaar Suttner nach neun Jahren Abwesenheit im Mai 1885 nach Österreich zurück. Sie hatten bewiesen, dass sie das Leben meistern konnten. Die Familie war nun mit den interessanten Ausreisern ausgesöhnt. Da die Eltern aber in den Jahren ihrer Abwesenheit einen grossen Teil des Vermögens verloren hatten, sahen Arthur und Bertha sich gezwungen, fleissig, ja unermüdlich weiterzuarbeiten, um den Ruin der Familie aufzuhalten.

Ihre Arbeit brachte Bertha von Suttner in Kontakt mit der Friedensbewegung, und sie beschloss, im Dienste dieser Bewegung ein Buch zu schreiben. So entstand der Roman «Die Waffen nieder». In ihm erzählt Martha von Tilling aus ihren Leben, von ihrem kurzen Eheglück und dem Tod ihres ersten Mannes auf dem Schlachtfeld von Magenta 1859. Sie berichtet von der Teilnahme ihres zweiten Gatten an dem Feldzug Österreichs in Schleswig-Hol-

stein gegen die Dänen 1864 und dem Österreichisch-Preussischen Krieg 1866. Da sie lange Zeit ohne Nachricht von ihm geblieben ist, sucht sie ihn auf dem Schlachtfeld von Königgrätz. So sieht sie das unvorstellbare Elend der Verwundeten, die meist ohne hinreichende Pflege eines qualvollen Todes sterben müssen.

Mehrere Verleger sandten das Manuskript zurück, nur Pierson in Dresden wagte die Veröffentlichung. Der Roman wurde zur Weltsensation. Er machte Geschichte, wie vielleicht nur noch das Buch «Onkel Toms Hütte» von Harriet Beecher-Stowe.

Es ist für spätere Ge-



nerationen nicht immer leicht festzustellen, warum ein Buch bei seinem Erscheinen zum Bestseller werden konnte. «Die Waffen nieder» ist vom literarischen Standpunkt aus gesehen keineswegs ein grösseres Meisterwerk als die früheren Romane Bertha Suttners. Das Buch unterscheidet sich von ihnen aber auch nicht durch die Aktualität des Themas, denn aktuell war die Suttner immer. Seine Breitenwirkung verdankt es wohl in erster Linie der Popularität des Themas «Erhaltung des Friedens». Zudem war es der Mut der Autorin, der Bewunderung hervorrief.

Freuden und Leiden des Ruhmes

Der ungeheure Erfolg des Romans machte Bertha von Suttner mit einem Schlag weltberühmt. Man wollte sie

allüberall haben. Aus ihren Tagebuchaufzeichnungen geht hervor, wie gross die Anforderungen waren, die an sie gestellt wurden. Je mehr ihr Name international bekannt wurde, um so mehr glaubten ihre Freunde, sie zur Agitation, zur Werbung für den Frieden einsetzen zu müssen. Immer mehr wurde ihre Kraft ausgenutzt, und wollte sie erschöpft innehalten, so mahnten sie, packten sie bei ihrem Pflichtgefühl. «Il faut remplit ses devoirs», schrieb ein alter Freund. Wie oft klagte sie in ihren Tagebüchern über Überlastung, Müdigkeit, über das Nachlassen ihrer Kräfte. Doch selbstverständlich freute sie auch ein Erfolg, und nicht ohne Eitelkeit nahm sie das Wachsen ihres Ruhms und ihrer internationalen Anerkennung wahr: «Erhielt heute auch Briefe aus Peking.» «Die Leute kennen mich.» «Mein Ruf arbeitet jetzt für mich ...»

Trotz allem Ruhm und aller Arbeit blieben die Geldsorgen. Noch schwerer traf Bertha von Suttner der Tod ihres Mannes im Jahre 1902. Doch auch in ihrem letzten Lebensabschnitt, in dem sie sich oft einsam und verlassen fühlte, liebte sie es, gesellschaftliche Beziehungen zu pflegen.

So konnte es geschehen, dass sie an einem Nachmittag mehrere Jours besuchte, oder sie ver-

merkt in ihrem Tagebuch:

«Abends werfe ich mich in Samtstaat und fahre zu Goluchowski, werde dort furchtbar gefeiert.»

Oder «Déjeuner bei Lubomirska, wodurch ich mich mondäner fühle».

Gerne verbrachte sie auch den Abend in einem Theater. Vor allem liebte sie Opernmusik und begeisterte sich für die moderne Oper. Ihr Enthusiasmus für Richard Strauss und seine «Elektra» bereitete ihr eine schlaflose Nacht.

Sie besass die Gabe, Menschen aus verschiedenen Milieus zu beeinflussen. Einerseits warb sie um Verständnis für die Ideen des Pazifismus in den Kreisen des europäischen Hochadels. Andererseits war sie durch die Popularität ihres Namens schon fast eine legendäre Gestalt, ein Begriff für Millionen Menschen geworden. Und wenn auch die Ziele, die Bertha Suttner sich gesteckt hatte, bis heute nicht erreicht wurden, so mag das bisher Erreichte den Optimismus dieser aussergewöhnlichen Persönlichkeit rechtfertigen. Ihre Haltung, ihr tapferes Leben und unermüdliches Wirken sollten uns Beispiel sein und uns Mut geben, den Glauben an den Menschen nicht zu verlieren.

(Aus Beatrix Kempf: «Bertha von Suttner», Heyne Biographie.)

Praktische Frisuren und bequeme Schuhe



Anpassungsfähig

Manche Schuhe sind zwar hübsch, modisch und originell, doch sie haben einen grossen Nachteil: sie passen nur zu sehr wenigen Kleidern. Nicht so die neuen Bridensandalen mit dem mittelhohen Absatz, die ebenso gern einen flotten Hosenanzug wie auch ein leichtes Kleidchen begleiten. **Bally Suisse**



Lieb

Flache Ballerinen-Schuhe mit Fransen oder Zötteli wirken mädchenhaft-liebenswert, haben allerdings die Untugend, manche Trägerin zu einem Watschelgang zu verführen. Nicht so die Pumps. Selbst wenn sie nur mässig hohe Absätze haben, beflügeln sie doch den Schritt.

Ochsner-Schuhe

Mutig

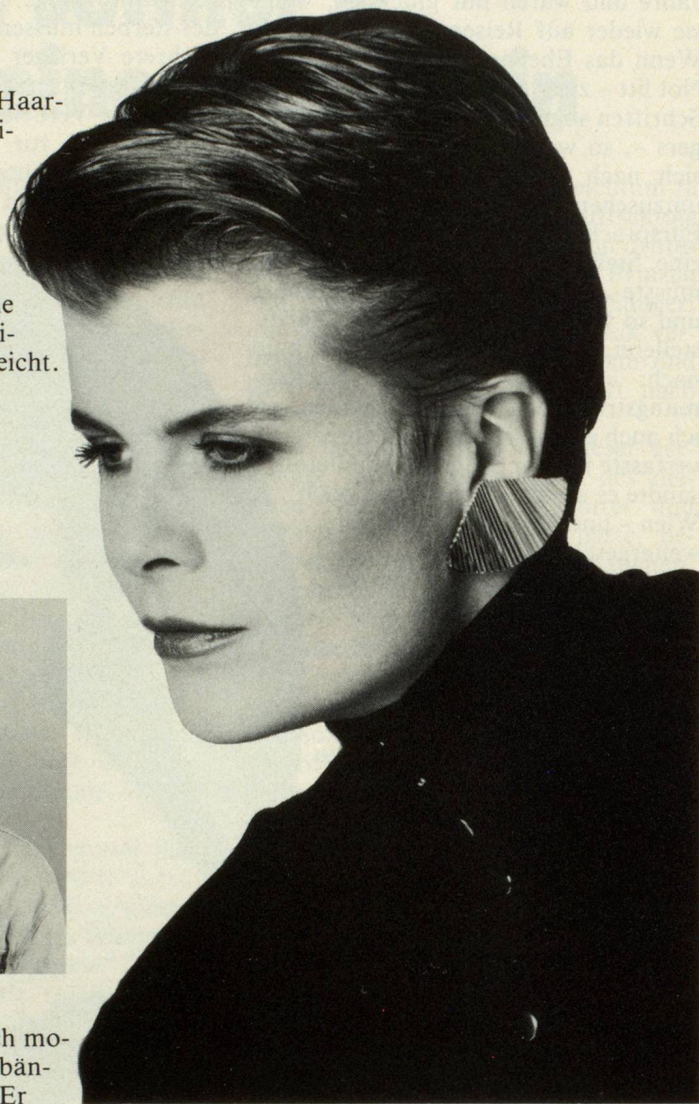
Der fast männliche Haarschnitt erfordert einigen Mut und passt sicher nicht zu jeder Frau. Dafür bringt er ein charaktervolles Gesicht voll zur Geltung, ergänzt eine schlicht-stilvolle Kleidung und ist pflegeleicht.

Gidor Coiffure



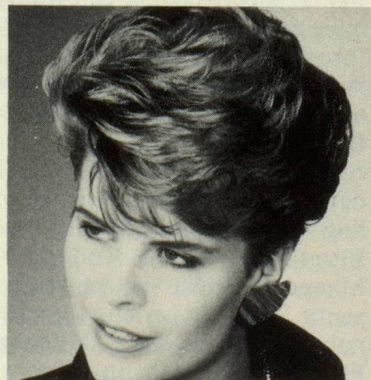
Nett

Unauffällig und doch modisch – so ein gut gebändigter Lockenkopf. Er lässt die Trägerin jugendlich erscheinen und signalisiert zudem Nettigkeit und Frische. **Coiffina-News**



Schlau

Die leicht toupierte Frisur mit den fast zufällig in die Stirne fallenden Haarsträhnen ist eine schlaue Wahl. Sie wirkt weder zu elegant noch zu burschikos und sie verbirgt manches Fältchen. **Gidor Coiffure**



Exotisch

Der Erfolgsfilm «Out of Africa» hat auch die Schuhhersteller inspiriert und sie schufen Sandalen im Raubtier-Look. Allerdings sind die meisten ihrer Modelle eher fürs Büro oder für die Bahnhofstrasse als für den Dschungel geeignet. **Vögele-Schuhmode**



Wir setzen unsere Serie über Frauenschicksale in Entwicklungsländern fort mit einer Episode aus Marokko. Driss Chraïbi erzählt, wie seine Mutter nach zwanzigjähriger Ehegefangenschaft im eigenen Haus erstmals wieder auf die Strasse geht, eine für sie überaus kühne Tat, zu der sie ihre beiden Söhne überredet haben.

Die Zivilisation, Mutter!

Textproben

«Komm, schau dir das Radio an.»

Erst zog sie noch ihr mit Goldfäden besticktes und durchzogenes Festkleid an, parfümierte sich mit Jasminduft, und als sie das Wohnzimmer betrat, war es, als sähe sie es zum ersten Mal in ihrem Leben. Sie setzte sich auf ihre Fersen, legte die Arme auf ihre Knie und ihr Kinn in die Hände, eine Haltung, in der sie sich wohlfühlte, die Würde und totales Unverständnis ausdrückte, die sie annahm, wenn mein Vater ihr, mit Beispielen in der Hand, den Unterschied zwischen einem Geldstück und einer Banknote zu erklären versuchte.

Nagib drehte an den Radioknöpfen, regelte die Lautstärke, und eine Stimme plärrte: «Hartweizen 180, Weichweizen 213, griechisches Heu 31, Hirse 20.»

Es folgte leichte Musik. Ich nutzte die Gelegenheit, meine Mutter zu fragen: «Na, was hältst du davon?»

Falls sie etwas dachte, was auch immer, sie verriet mir nichts davon. Sie rührte sich nicht, hörte mich nicht einmal. Träumerei überkam sie, erfüllte sie ganz, machte ihren Blick starr.

«Und jetzt, verehrte Zuhörer, unser Wetterbericht. Die Hochdruckzone von den Kanarischen Inseln verlagert sich gegen den südlichen Teil unseres Landes... Temperaturen im Schatten um sechzehn Uhr: Fès 28 Grad, Casablanca 29, Marrakesch 34 ...»

*

Das Kohlebecken, das meine Mutter benutzte, war ursprünglich ein grosser Kochtopf aus emailliertem Blech, «Made in Germany», gewesen, mit Henkeln, die den Schalen einer Kammuschel ähnelten. Die Zeit hatte ihm arg zugesetzt, hatte ihn stellenweise mit Rost gefleckt. An diesen Stellen bohrte meine Mutter Löcher durch, mit Hilfe ihrer japanischen Schere.

Sie besass eine Schürze, die sie nie gemocht hatte. Also zerriss sie sie mit den Zähnen in Streifen, überzog diese mit einer dicken Schicht Ton, legte das Utensil damit aus und umwickelte es, als ob sie eine Mumie herstellen wollte. Das Trocknen geschah zunächst bei Mondenschein, auf der Dachterrasse, zwölf Nächte lang. Die afrikanische

Sonne besorgte das übrige. Sie machte den Ton hart für den Rest der Zeiten.

*

Und das ging so vor sich: dieses Ereignis oder jenes neue Produkt – war es wirklich notwendig für ihr Leben? Oder doch überflüssig, von momentanem, nicht dauerhaftem Wert? Und konnte es seinen Platz im Puzzle finden, ohne eine ganze Wertskala in Frage zu stellen? Ich sage Ihnen, dass ich eines Tages die Dinge sprechen lassen werde. Erfindungen des Menschen. Im Kampf gegen ihn.

Der Herd. Einer dieser altertümlichen gusseisernen Herde mit Platten, die entrostet, eingefettet und poliert werden mussten. Warum hatte ihn mein Vater gekauft? Symbol dieser Zivilisation, in der er in Hose und Jackett umherwanderte. Ein Neuerer in Dingen, nicht in Ideen. Es ist ein Verbrechen zu richten, ich weiss es. Aber ich urteilte damals bereits. Der Unterschied zwischen ihm und meiner Mutter war zu gross.

*

Da gab es ein Bügeleisen aus verchromtem Stahl und blitzend, dass es eine Freude war. Ein elektrisches. Gewöhnt an die gusseisernen Platten, stellte es meine Mutter auf das Kohlebecken. Um es heiss zu machen. Als der Heizdraht verschmorte, hörte es niemand. Haben die Produkte der Technologie eine Seele? Ich weiss es nicht. Ich weiss nur, dass dieses Bügeleisen ohne einen Ton verstarb, ohne jeden Schmerzensschrei. An diesem Tag begann ich Zen und Yoga zu verstehen, von denen mein Vater sprach. Aber selbst in gekochtem Zustand bügelte es ganze Wäscheberge. Die Kunst überdauert den Menschen, nicht? Wie von einem Skifahrer geführt, glitt es dahin, glitt über die Servietten, die Bettlaken, die Taschentücher, mit enthusiastischer Leichtigkeit. Wenn es die Aufgabe eines glänzenden und zivilisierten Stücks Stahl erledigt hatte, hängte es meine Mutter hin. An die Steckdose. Nachdenklich betrachtete sie das Resultat. Dann schüttelte sie den Kopf und bemerkte zu mir: «Siehst du, mein Sohn? Diese Europäer sind wirklich tückisch. Sie haben zwei Löcher vorgesehen, zwei Stifte und eine Schnur, um es nach Gebrauch

aufhängen zu können. Aber gewiss kennen sie die Häuser bei uns nicht. Sonst hätten sie eine kürzere Schnur gemacht.»

Folglich brachte sie einen Knoten in der Mitte an. So baumelte das Bügeleisen von der Steckdose herab – nur wenige Zentimeter über dem Boden.

«Ha, ha! ... Hmm! ... Sehr gut, sehr, sehr gut ... Huhuhu! ...» liess Nagib hören. Ich warf ihm eine Banane an den Kopf.

Er meinte: «Was? ... Ach ja! Mach dir keine Sorgen, mein Kleiner. Ich habe sie gut versteckt.» Er spielte auf die Schere meiner Mutter an. Wenn sie ihr in die Finger gekommen wäre, hätte sie vielleicht die elektrische Schnur durchgeschnitten. Damals gab es noch keine Schutzschalter, und die Sicherungen konnten im Falle eines Kurzschlusses nicht durchbrennen: sie waren aus rotem Kupfer. In meinem Physikbuch war ein Kapitel der Ersten Hilfe gewidmet. Die nächstliegende Feuerwehration anrufen. Künstliche Beatmung durchführen. Eine Skizze zeigte uns den Verunglückten ausgestreckt auf dem Gehsteig liegen, sein Retter rittlings auf seinem Bauch, unter dem leeren Blick eines Totenkopfes, der auf der Tür des Transformatorenhauses zwischen zwei gekreuzten Schienbeinen und unter einem Zickzackblitz zu sehen war.

Meiner Mutter die Grundlagen der Elektrizität beibringen? In welcher Sprache? Ich habe versucht, ihr die Ohmschen und Faradayschen Gesetze zu übersetzen, wobei ich meine Worte sorgfältig wählte.

Sie entgegnete mir darauf besorgt: «Stotterst du neuerdings? Du lernst zu viel. In deinem Kopf geht es drunter und drüber.»

Ich ging zu einer anderen Methode über und bemühte mich, ihr die Theorie in Begriffen, die ebenso konkret waren wie ein Ziegelstein mit neun Löchern, zu erklären. Und aus diesem Material versuchte ich eine Geschichte mit Feen und Räufern zu weben, nach orientalischer Manier.

«Es war einmal ein unsichtbarer Geist ...»

«Wie Monsieur Ktö?» fragte sie mich mit glänzenden Augen.

«Ja. Wie Monsieur Blo Pöng Ktö.

Also, dieser Geist kämpfte gegen den Teufel wie das Licht gegen die Finsternis.»

«Und dann? Hat er ihn besiegt?»

«Warte doch. Der Teufel hatte die Sonne ausgelöscht und den Mond ...»

*

«Und jetzt», kam Nagibs eiserne Stimme, «wo ist der Schlüssel?»

«Was für ein Schlüssel?» fragte sie.

«Dieser alberne Schlüssel, den man in das Schloss der Eingangstür steckt und der klick-klick macht: einmal nach rechts, und es ist abgeschlossen, einmal nach links, und es ist wieder auf.»

«Ja», fiel ich ein, «wir haben eine kleine Überraschung für dich ausgedacht: du wirst mit uns ausgehen.»

«Aber ... Aber, das ist unmöglich ...»

«Doch, es ist möglich», sagte Nagib zärtlich. «Was glaubst du denn? Warum haben wir dir dieses schöne Kleid gekauft? Und diese reizenden Schuhe? Also, mein Brüderchen, nimm sie am einen Arm, ich kümmere mich um den anderen. Bist du soweit? Eins, zwei, drei, ab geht's!»

Wir zerrten sie über die Diele.

«Meine Kinder ... Hört, meine Kinder ...»

«Nein, Madame. Ich höre nichts. Mein Bruder hört auch nichts. Du hast doch ebenfalls verstopfte Ohren, nicht?»

«Taub bin ich und habe es gerade erst bemerkt», antwortete ich. «Das ist doch seltsam! Ich wusste, dass Gott mich mit Korkpfropfen in den Gehörgängen auf die Welt kommen liess, aber ich habe es nie beachtet.»

«Bei mir ist es das gleiche», sagte Nagib. «Bei mir stecken Zementstöpsel drin, haha!»

Wir öffneten die Tür und waren mit einem Satz draussen, unsere Mutter zwischen uns, als seien wir zwei Hüter der öffentlichen Ordnung, die einen rebellischen Demonstranten abführen. Und ihre Stimme war im gleichen Satz schrill, dann dumpf, und schliesslich flüsterte sie nur noch: «Aber was wird euer Vater sagen? ... nein, nein, nein, ich kann nicht, um Gottes Willen, ich bitte euch, meine Kinder ... Ich will kein Drama, so etwas ist mir fremd ... Schnell zurück ins Haus ... Ihr wisst genau, dass ich es noch nie verlassen habe ...»

«Nun», Nagib lachte, «das wird sich ändern. Dreh diesem alten Haus und deiner Vergangenheit den Rücken! Lauf, lauf doch! Schau um dich, öffne die Augen, die Gott dir am Tag deiner Geburt gegeben hat. Diese Welt ist auch für dich da. Schönes Wetter, nicht? Was meinst du, kleiner Bruder?»

«Hmm!»

«Das ist merkwürdig, findest du nicht?»

Hast du dieses Viertel schon einmal gesehen?»

«Welches Viertel? Oh, dieses hier? ... nein, noch nie. Es muss ganz von alleine gewachsen sein. Hast du letzte Nacht Bauarbeiter gehört?»

«Ich? Was glaubst du? Ich habe geschlafen ...He! Sag mal, und dieser Laden? Kennst du den?» (Er zeigte auf das Lebensmittelgeschäft, in dem wir uns morgens und abends versorgten.)

«Nein. Ehrlich. Sie müssen Kräne und Maschinen haben, die in aller Stille arbeiten. Es lebe der Fortschritt!»

«Die Sonne brennt. Hast du schon einmal die Sonne am freien Himmel gesehen?»

«Ich? Nein, ich bin wie ein Gefangener, der von einer Anstalt zur anderen wandert: von zu Hause zum Lyzeum und zurück, und den Rest der Zeit kann ich die Sonne in meinen alten Schwarten suchen.»

An unsere Arme gehängt, teilt sich ihre Art zu gehen unseren Körpern mit und bringt sie zum Mitschwingen. Sie ist nur noch Auge und Ohr. Die Empfindungen überwältigen sie. Die Farben sind ihr zu lebhaft und haben sie bereits an der ersten Strassenecke beinahe geblendet. Aber sie geht weiter, mechanisch, zitternd, mit erhobenem Kopf und geradem Rücken, setzt einen Fuss vor den anderen, nicht Menschen in ihrem Stadtdschungel entgegen, sondern einem Rudel Löwen, das in ihre Traumwelt eingebrochen ist. Und sie hat keine Angst, geht mitten in die Schlacht. Die Geräusche des Bazars prasseln donnernd auf ihren Kopf, die Menschenmassen stürzen auf sie ein wie ein Wasserfall. Sie sagt nichts, geht vorwärts. Das Gefühl der Freiheit, ein Sonnenstrahl, der auf einer kupfernen Platte spielt; das, was früher war, vielleicht ihr *Ich* ausmachte, alles Dinge, die man nur vorsichtig, zaghaft, ohne Hast und Drängen wahrnehmen kann. Hinter dem überdachten Markt liegt ein Park. Der Park meiner Jugend, wo ich mich aufhielt, wenn ich ab und zu die Schule schwänzte. Mein Zufluchtsort. Der einzige Ort, wo ich die Dichter lesen konnte, die mir Nahrung waren. Verlaine hätte in diesem Park kein Wort geschrieben. Nehme ich an. Dort begann ich – es ist schon lange her – zu schreiben. Weil ich nicht lebte.

Sykomoren, Palmen, Zedern, Pinien, Eukalyptusbäume, meine Mutter ging von einem zum anderen, küsste alle, herzlich, umarmte sie, sprach mit ihnen. Und sie antworteten ihr, weinten und lachten mit ihr – ich schwöre es bei dem Vogelchor, der in den Wipfeln, zwischen Himmel und Erde, im Konzert der Gerüche von Thymian, Humus und Wolfsmilch das Abendglühen

besang. So viel Grün! So viel Grün auf ein Mal! Und diese Freiheit!

Nagib und ich setzten uns auf eine Bank, holten Karten hervor und spielten eine Partie Poker, mit langsamen Gesten, ohne zu schummeln, ohne auch nur eine Karte anzusehen – die Augen auf diese Frau geheftet, die ihre Schuhe abstreifte, sich mit der Leichtigkeit eines Phantoms auf dem Rasen bewegte, hinüber zum Bächlein dort, das zwischen Mimosen und Gurkenkraut seine perlenden Töne trillerte.

Dort setzte sie sich, die Füsse ins Wasser getaucht, ins Gras. Und sie ass eine ganze Handvoll Gras; riss es aus und kaute es Halm für Halm, mit Wurzeln und Erde. Und ihr Blick ging geradeaus in die Ferne, über die Sträucher, die Bäume und den Horizont hinweg, bis hinter diesen anderen Horizont, der ihre Kindheit gewesen war. Aus dem sie noch im Alter der Spiele und der Puppen als Erwachsene aufgetaucht war. Selbst noch Puppe, hatte man sie mit Gesetzen und Pflichten erstickt. Der so intelligente Mann, der sie heiratete, als sie mitten in der Pubertät steckte, dieser so tüchtige Mann, der es verstand, Brachland in harte Devisen und eine versteinerte Zivilisation in sprudelndes Erdöl zu verwandeln, dieser im Sumpf seiner Epoche, in Moral- und Ehrbegriffen gefangene Mann hatte nur dem Gesetz entsprechend gehandelt. Der Religion gemäss. Er hielt sie nach ihrem Hochzeitstag in seinem Haus eingeschlossen bis zu diesem Nachmittag, da wir sie herausgeholt hatten. Noch nie hatte sie die Schwelle überschritten. Niemals hatte sie auch nur daran gedacht.

Die Vögel verstummten, die Bäume erschauerten in einer langen Umarmung, die Abendbrise vom offenen Meer her liebte alle Trauer, allen Zorn – besänftigte Lebewesen und Dinge. Wir sammelten unsere Karten ein, ohne wissen zu wollen, wer die Partie gewonnen hatte, wir gingen meine Mutter suchen, halfen ihr aufzustehen. Doch bevor sie aufstand, trank sie noch etwas Wasser aus dem Bach. Aus der hohlen Hand.

Nagib zog ihr den einen Schuh an, ich den anderen. Als wir den Park verliessen, leuchteten mit einem Mal die Strassenlaternen zu beiden Seiten der Allee auf, zwischen Himmel und Erde. Da entdeckten wir auf dem Kleid unserer Mutter einen grünen Fleck vom Gras, auf dem sie gegessen hatte.

(Aus Driss Chraïbi: «Die Zivilisation, Mutter!» Unionsverlag, Zürich)

Mutter als Beruf

1986 begann man in China mit dem Aufbau von SOS-Kinderdörfern. Heute gibt es 76 Länder, die SOS-Kinderdörfer eingerichtet haben. Die zwei in den Küstenstädten Tianjin und Yantai fertiggestellten Kinderdörfer zeigen, dass die chinesische Regierung in der Fürsorge und Erziehung von Waisenkindern neben den bisher üblichen Wohlfahrtskinderheimen neue Wege beschreitet. Jeden Tag, ausser Sonntag, begleitet Zheng Chunmei (25), eine der jüngsten «Mütter», 20 Grundschüler in die Schule und holt sie nach Schulschluss auch wieder ab, damit sie sicher durch den Strassenverkehr kommen.

Ein Grundprinzip der SOS-Kinderdörfer ist, dass die «Mütter», solange sie hier arbeiten, nicht heiraten dürfen. Wegen dieser Bedingung befürchteten die Organisatoren des Kinderdorfes zunächst, dass es nicht genügend Bewerberinnen geben würde, da in China die Ehe als nahezu obligatorisch betrachtet wird. Als im November 1985 die Bewerbungsbestimmungen veröffentlicht wurden, meldeten sich jedoch innerhalb eines Monats 132 Frauen. Nach der mündlichen Prüfung, die von Pädagogen und Vertreterinnen des Frauenverbandes abgenommen wurde und Fragen wie «Warum willst du nicht heiraten?» «Liebst du Kinder?» «Was machst du, wenn die Kinder krank werden?» «Kannst du kochen?» «Kannst du nähen?» und «Was ist dein Hobby?» beinhaltete, wurden 13 Frauen als «Mütter» nach einer Gesundheitsuntersuchung eingestellt. Zehn von ihnen betreuen jeweils eine «Familie» mit je drei Kindern, während drei als assistierende «Mütter» arbeiten.

Die Entscheidung für diesen Beruf fällt den jungen Frauen, die auf eine Heirat verzichten müssen, nicht leicht. Zheng Chunmei sagte: «Als ich mich für diesen Beruf entschied, war ich gerade 23 Jahre alt. Ich habe eine Woche lang überlegt und eine ganze Nacht geweint.

Meine Eltern versuchten mich davon abzuhalten. Heute empfinde ich grosse Freude bei der Arbeit. Früher war ich Arbeiterin, in meiner Freizeit lernte ich bei einem Gesanglehrer Singen, doch ich machte keine grossen Fortschritte. Die Ansicht, mein ganzes Leben lang Arbeiterin zu sein, fand ich langweilig. Und was das Heiraten betrifft, so möchte ich erst in einer Arbeit Erfolge erzielt haben, ehe ich heirate, und ich möchte aus Liebe heiraten. Lieber arbeite ich als «Mutter» für die Waisenkinder, als einen Mann zu heiraten, der

mir nicht gefällt oder von dem ich mich gleich nach der Heirat wieder scheiden lassen möchte.»

(Li Ning in «Beijing Rundschau»)

Umfrage bei russischen Teenagern

Durchschnittlich wendet die Schülerin der zehnten Klasse für häusliche Tätigkeiten je 2 Stunden und 10 Minuten an Werktagen und je 3 Stunden am Sonntag auf. Bei den Burschen ist dieser Zeitaufwand etwa halb so gross, 1 Stunde und 20 Minuten an Werktagen sowie 1 Stunde und 40 Minuten am Sonntag. Unter den Mädchen gibt es praktisch keine Schülerinnen, die sich überhaupt nicht mit häuslicher Arbeit beschäftigen, aber bei den Burschen gibt es ihrer genug. Da sind die Quellen der künftigen Ungleichheit der Eheleute im häuslichen Alltag, die nicht wenig Unannehmlichkeiten bringt.

Mit diesem Umstand ist zum Teil auch ein anderer Unterschied verbunden. Den meisten Mädchen mangelt es an freier Zeit, die meisten Burschen haben genug davon. Viel Zeit geht für den Fernseher auf. Es gibt passionierte Fans, die am Sonntag acht bis zehn Stunden vor dem Fernseher zubringen. Die Antworten der Schüler der zehnten Klasse zeugen davon, dass die Befragungsbogen vom höchstgebildeten Teil der Jugend ausgefüllt worden sind. Praktisch alle lesen schöngestige Literatur, viele sehr intensiv (je fünf und mehr Bücher pro Monat), die Literatur, die gelesen wird, hat hohes Niveau, dazu gehören viele russische und ausländische Klassiker, manche lesen auch in Fremdsprachen.

(Aus der Zeitschrift «Sowjetunion»)

Problematik eines humanen Strafvollzugs

Für tiefgreifende Reformen im Strafvollzug ist der Weg in der Schweiz nach wie vor steinig. In den Frauenanstalten in Hindelbank bemüht man sich seit drei Jahren trotzdem darum. Über seine Erfahrungen mit dem betreuungsorientierten Strafvollzug referierte Peter Eggen, Direktor der Anstalten in Hindelbank, an einer interdisziplinären Veranstaltung des Instituts für Strafrecht und Kriminologie sowie des Pädagogischen Seminars an der Universität Bern.

Der Strafvollzug in unserem Land befinde sich in einer Umbruchphase, betonte der Referent einleitend. Immer mehr rücke das Individuum mit seinem persönlichen und sozialen Umfeld in

den Mittelpunkt. Doch die übernommenen Strukturen und Denkweisen im Strafvollzug erwiesen sich als sehr hartnäckig; alle Reformen hätten nach wie vor Pionierwert.

Auch die Anstalten von Hindelbank befänden sich in einer Phase des Umbruchs, fuhr Eggen fort. Zwar seien die Frauen mit knapp 20 Prozent der Verurteilten und rund fünf Prozent aller Gefängnisinsassen in der Schweiz nach wie vor nur eine Minderheit unter den Kriminellen. Seit 1980 sei jedoch die Zahl der verurteilten Frauen und ihrer Einweisungen in Strafanstalten stark angestiegen. So hätten sich die gegen Frauen ausgesprochenen Kurzstrafen (bis drei Monate) verdoppelt, die längeren Strafen sogar verdreifacht. Die Folgen für Hindelbank, dem bisher einzigen, reinen Frauengefängnis in der Schweiz: eine Vollbelegung der Anstalten mit Wartelisten von 30 bis 40 Frauen pro Jahr.

Keine typische Frauenkriminalität

Laut Anstaltsdirektor Eggen hat aber nicht nur die Frauenkriminalität an sich weltweit zugenommen. Auch die spezifisch weibliche Kriminalitätsstruktur gleiche sich immer mehr jener der Männer an. Dies führte der Anstaltsdirektor nicht zuletzt auf die Frauenemanzipation und die internationale Mobilität der Kriminellen zurück, die auch Frauen erfasse.

In Hindelbank sind gegenwärtig rund 70 Prozent aller Frauen wegen Verstössen gegen das Betäubungsmittelgesetz inhaftiert; 30 Prozent aller Insassen sind Ausländerinnen (meist verurteilt wegen Drogenimporten und Beschaffungskriminalität). Rund 15 bis 20 Prozent der Inhaftierten seien mit dem Aids-Virus infiziert.

«Unser Problem ist, dass wir alle Strafen und Massnahmen bewältigen müssen», sagte Eggen. Seit 1984 verfügen die Frauenanstalten in Hindelbank deshalb über ein neues Vollzugskonzept. Dessen Leitziel: Jeder Eingewiesenen sollen Mittel und Wege aufgezeigt werden, sich neu zu orientieren und nach dem Strafvollzug ein delikt-freies Leben zu führen. Der Freiheitsentzug der Frauen wird durch eine Gruppen- und Einzelbetreuung bewusst geplant und strukturiert.

«Wir wollen so viel Alltagsleben von draussen ins Gefängnis lassen wie nur möglich», erläuterte Peter Eggen. Trotzdem sei die Betreuung der in ihrer Persönlichkeit oft gestörten Insassen nicht einfach. So litten Frauen besonders unter dem Intimitätsverlust im Gefängnis und den oft überlangen Vollzugszeiten, verlören ihr Selbstwertgefühl und bekämen psychosomatische Störungen.

Direktor Eggen vermisst für den betreuungsorientierten Strafvollzug aber auch eine gewisse Rückendeckung von Politikern und Wissenschaftern. Momentan sei das Klima für die Reformbestrebungen in Hindelbank nicht schlecht. «Doch ist es möglich, dass wir eines Tages wieder zurückgepfiffen werden», fürchtet er. Wünschbar wäre für ihn schliesslich auch eine Qualifikation des im Strafvollzug tätigen Personals. «Hier habe ich ein sehr schlechtes Gewissen», gestand Peter Eggen seinen Zuhörer(-innen).

(Aus «Der Bund»)

Geschiedene Männer

1985 wurden 11415 Ehen, mehrheitlich auf Begehren der Frau, geschieden. 87 Prozent der davon betroffenen Kinder (11001) sind der Mutter zugesprochen worden. Weiter wurde bei rund 55 Prozent aller Scheidungen eine *Leistungsverpflichtung* ausgesprochen (Rente/Kapitalabfindung), wobei fast ausschliesslich die geschiedene Frau Empfängerin war – zu 28 Prozent zeitlich unbegrenzt (vorab nach Ehen zwischen 25 und 24 Jahren), in weiteren 17 Prozent für die Dauer von mehr als 10 Jahren. Was die Höhe der Unterhaltsrente betrifft, so hat der Richter ein weites Ermessen. Indessen hat das Bundesgericht im Sinne einer Richtlinie wiederholt betont, dass bei einem Durchschnittseinkommen von 3500 bis 4500 Franken monatlich der geschiedenen Frau ohne Kinder rund ein Drittel des ehemännlichen Einkommens zukommen soll; sind dagegen noch Kinderalimente auszurichten, so hat der Mann zwischen 50 und 60 Prozent seines Einkommens gesamthaft der Scheidungsfamilie zu bezahlen. Notiert sei schliesslich, dass es auch weit aus häufiger die Männer sind, welche die eheliche Wohnung und damit auch das ihnen vertraute soziale Umfeld und Netzwerk verlassen (müssen); ferner, dass die Statistik für geschiedene Männer eine deutlich höhere Krankheitsanfälligkeit und Sterblichkeit ausweist als für geschiedene Frauen derselben Altersgruppe.

Hierin wird nicht nur offensichtlich, dass Männer auch Menschen sind, sondern dass die Scheidung gerade für sie, im Umgang mit Verlusten, Trauer und Lebenskrisen historisch ohnehin weniger geübt als Frauen, eine schwere Erschütterung ihrer persönlichen Existenz bedeutet. Männer bauen nicht nur «Raketen» (Wolfgang Ambros), sondern sind, im Scheidungsfall, konfrontiert mit ökonomisch häufig dramatischen Konsequenzen, mit wirtschaftlicher Doppelbelastung über län-

gere Zeit, mit *Trennung und Entfremdung von ihren Kindern*, mit Vereinzelung, sozialer und physischer *Desintegration* bis hin zur Selbstaufgabe.

Dass die *problematische Situation* geschiedener Männer und die ihnen – über den Verlust des Partners hinaus – «zugemuteten» *Nebenfolgen* der Scheidung bzw. ihre (einseitige?) *Verteilung* auf Mann und Frau nie so recht ein öffentliches Thema sein wollte, dies hat nicht nur seine (guten) historischen Gründe, sondern liegt über weite Strecken auch an den *Betroffenen* selbst – an ihrer nicht oder erst kümmerlich entwickelten «Kultur des Gesprächs» auch in «solchen» Dingen, hierin ganz Opfer und Gefangene ihres eigenen *Rollenverständnisses* (der Mann als «Festung», Ernährer, Lastenträger usw.), woraus auszubrechen, mit *Folgen* auch für die geschiedene Frau, sich allerdings nicht nur der Mann selbst im Wege steht ... Verstärkt wurde (und wird) das Ghetto der schieren *Tabuisierung* rund um die Situation des geschiedenen Mannes darüber hinaus auch durch die veröffentlichte Meinung, durch die *Medien*, die darüber, im Zeichen der forcierten Sensibilisierung für die Sache der Frau und im Dienste ihrer historischen «Aufholjagd» gegenüber dem Mann in allen Sphären des Lebens, einen «eisernen Vorhang des Schweigens» mitverhängt haben.

(Aus der «NZZ»)

«An der Uni sind Frauen nicht vorgesehen»

Obwohl Frauen seit 100 Jahren ungehindert Zugang zur Bildung haben, ist die Wissenschaft immer noch von männlichen Interessen geprägt, und Frauen werden als Abweichung von der Norm angesehen», meint Anita Fetz, Historikerin und Nationalrätin der Poch. In ihrem Vortrag an der Uni Bern fordert sie Studentinnen auf, mehr frauenspezifische Themen und Formen zu behandeln.

«Nachdem 1890 Basel als letzte Universität der Schweiz ihre Türen Frauen geöffnet hat, sind Frauen immer noch in der Minderheit in einem von Männern geprägten Hochschulbetrieb», sagt Anita Fetz. Zwar sei nahezu die Hälfte der Maturandinnen und Maturanden Frauen, unter den Studierenden machten sie aber nur 25 Prozent aus, wobei die Geisteswissenschaften mit 60 Prozent den grössten Anteil hätten. «Gerade 20 Prozent der Frauen», legt Anita Fetz dar, «schliessen das Studium ab, und ganze 2,8 Prozent finden sich unter den Dozierenden.» Die Gründe für diese marginale Besetzung, so Fetz, müssten nicht in einer

mangelnden Qualifikation gesucht werden, sondern bei den «Abstossmechanismen der Uni». «In der Uni herrscht ein lückenloses System, bei dem Frauen nicht vorgesehen sind», erklärt Anita Fetz. Deutsche Frauen hätten die gegenseitige Förderung unter Kollegen untersucht: Männer stellen Gutachten und Kontakte zu Verlagen her und bestimmen Forschungsaufträge. Frauen mit didaktischen und innovativen Ideen haben dabei keine Aussicht auf Forschungsgelder. «Forschungsaufträge kommen meistens in dem Alter, in dem Frauen Kinder bekommen», präzisiert Anita Fetz.

Nebst der formellen fordert Anita Fetz eine qualitative Veränderung im Studienbetrieb. Themen der Frauenforschung müssten in die männerdominierte Wissenschaft gerückt werden. «Das Wissen um den Anteil der Frauen in Wissenschaft, Kultur und Politik während Jahrhunderten», erklärt die Basler Historikerin, «stärkt das Selbstbewusstsein der Frauen». In einer zweiten Phase müsse Kritik geübt werden an der Wissenschaft und ihren Grundbegriffen: an der Objektivität, «die nur die männliche Subjektivität verdecken soll».

«Die Wissenschaft muss wegkommen von einer Denkweise, die Natur und Denken getrennt behandelt», meint Anita Fetz und fordert eine ganzheitliche Betrachtungsweise, die schliesslich zu mehr Lebensqualität für alle Menschen führt. Als möglichen Weg, diesen Prozess in Gang zu setzen, nennt Anita Fetz die Quotenregelung. «Bei gleich ausreichender Qualifikation müssen 50 Prozent der Stellen an Frauen gegeben werden», erklärt sie und weist auf die positiven Auswirkungen im privaten Bereich hin. Mehr Männer würden sogenannte frauenspezifische Aufgaben im Haushalt übernehmen und die gesetzlich verankerte Gleichberechtigung auch in die Praxis umsetzen. (Aus der «Berner Zeitung»)

Heidi Wunderli-Allensbach

Seit dem 1. Oktober 1986 ist Heidi Wunderli in ihrem neuen Amt als Assistenzprofessorin für Biopharmazie an der ETHZ tätig.

Die Ostschweizerin, geboren am 1. Januar 1947, wuchs in Niederuzwil SG auf. Nach der Maturität Typus B an der Kantonsschule St. Gallen studierte sie an der ETH in Zürich Naturwissenschaften, Richtung Biologie. Nach einer Assistenz am Hirnforschungsinstitut der Universität Zürich sowie einem Postgraduate-Kurs in experimenteller Medizin und Biologie in Zürich dissertierte sie an der Abteilung

für Mikrobiologie des Biozentrums der Universität Basel und promovierte 1975 in Mikrobiologie als Dr. phil. II. 1976 bis 1978 folgte ein wissenschaftlicher Aufenthalt in den USA (Duke University Medical Center in Durham N.C.) mit Arbeiten über den Vergleich von Tumor- und Normalgewebe. Von 1978 bis 1981 arbeitete Frau Wunderli am Schweizerischen Institut für experimentelle Krebsforschung (ISREC) in Lausanne. 1981 wechselte sie ans Institut für Immunologie und Virologie der Universität Zürich, wo sie Virus-Interaktionen am Beispiel von Influenza- und Parainfluenzaviren erforschte. Im Januar 1985 kehrte Frau Wunderli als Oberassistentin am Pharmazeutischen Institut (Abteilung Physikalische Pharmazie, Prof. H. G. Weder) an die ETH Zürich zurück, sie widmete sich dort vor allem dem Aufbau des Biopharmazie-Praktikums.

(Aus «ETH-Bulletin Nr. 203»)

Modell für Mutterschaftsversicherung weist noch Mängel auf

Seit Erlass des Bundesgesetzes über die Kranken- und Unfallversicherung im Jahre 1911 ist die Frage des ausreichenden Mutterschutzes in jedem Jahrzehnt einmal aktuell geworden. Beim ersten Mal, Anfang der zwanziger Jahre, ging es um die Anpassung unseres Mutterschutzes an die von der Internationalen Arbeitsorganisation im Jahre 1919 erlassenen Mindestanforderungen (Übereinkommen Nr. 3). Im folgenden Jahrzehnt wurde man sich allmählich der Folgen des mangelnden Mutterschutzes bewusst. Diese Erkenntnisse bildeten den Ausgangspunkt für den im Jahre 1945 vom Volk angenommenen Mutterschutzartikel der Bundesverfassung. Dieser war seinerseits die Grundlage für verschiedene Gesetzesentwürfe, von denen der mutigste, enthaltend ein Versicherungsobligatorium für alle im gebärfähigen Alter stehenden Frauen, im Jahre 1954 von verschiedenen Kreisen zurückgewiesen und nicht einmal von den parlamentarischen Kommissionen beraten wurde. Zehn Jahre später wurde die Frage der Mutterschaftsversicherung im Rahmen der Krankenversicherungsrevision dahingehend gelöst, dass man sich nach dem Motto «Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach» mit einem Leistungsausbau zufriedengab. In den siebziger Jahren stand eine sich für die Mutterschaftsversicherung positiv auswirkende Neukonzeption der Krankenversicherung zur Diskussion, die jedoch nicht die Gunst der Stimmbürger fand.

Nachdem 1984 die Volksinitiative für einen wirksamen Mutterschutz auf die Notwendigkeit von besseren Massnahmen zum Schutze der schwangeren Frau und Mutter aufmerksam gemacht und die Politiker an die Erfüllung des Verfassungsauftrages erinnert hatte, scheint sich jetzt endlich ein Durchbruch zu vollziehen.

Mutiger Schritt des Ständerates

Die ständerätliche Kommission hat nämlich im Alleingang einen Entwurf ausgearbeitet, wonach die Taggeldversicherung für Mutterschaft aus der Krankenversicherung herausgelöst und der Erwerbersatzordnung für Wehr- und Zivildienstpflichtige (EO) angeschlossen wird. Die EO gibt Anspruch auf Lohn- resp. Verdienstausfallersatz während der militärdienstbedingten Abwesenheit vom Arbeitsplatz. Die Entschädigung setzt sich zusammen aus der Hauptleistung, der sogenannten Haushaltentschädigung und den Kinder-, Unterstützungs- und Betriebszulagen. Die EO soll nun dahingehend erweitert werden, dass sie einen Teil ihres Leistungsangebots auch den Müttern zugute kommen lässt, und zwar während 16 Wochen, davon mindestens acht nach der Niederkunft. Diese Variante, welcher der Ständerat als Erstrat in der vergangenen Winter-session zustimmte, besticht aus zwei Gründen: Gegenüber dem bundesrätlichen Entwurf zur Kranken- und Mutterschaftsversicherung, mit dem das Taggeldobligatorium für alle Arbeitnehmer eingeführt werden soll, kommen beim EO-Modell auch die nicht erwerbstätigen Mütter in den Genuss von Taggeldern. Die Finanzierung erfolgt nach dem System der AHV, also mittels Lohnprozenten, und appelliert an die Solidarität mit den Müttern in unserem Land.

Vermeidbare Mängel

Aus Gründen der Praktikabilität wird nach der Version des Ständerates bei Mutterschaft nur die Haushaltentschädigung erbracht, und zwar entsprechend der Wehrmannsentschädigung in der Höhe von mindestens 35 und maximal 105 Franken pro Tag. Kinder-, Unterstützungs- und Betriebszulagen werden den Müttern jedoch aus sachlich nicht ersichtlichen Gründen vorenthalten. Damit wird einmal mehr die Tatsache übersehen, dass sich das Rollenverständnis in unserer Gesellschaft gewandelt hat und es heute Frauen gibt (wenn auch nicht viele), die die Voraussetzungen der in Frage stehenden Zuschläge erfüllen. So können alleinerziehende Frauen, die für den Unterhalt von Kindern oder Pflegekindern aufkommen, keinen An-

spruch auf Kinderzulagen geltend machen. Ebenso bleibt die Tatsache unberücksichtigt, dass es sicher Frauen gibt, die in Erfüllung einer rechtlichen oder sittlichen Pflicht für den Unterhalt von Verwandten sorgen und somit die Voraussetzungen der Unterstützungszulagen erfüllen. Auch die Betriebszulagen, die den Selbständig-erwerbenden mit einem gewerblichen oder landwirtschaftlichen Betrieb gewährt werden, will man im ständerätlichen Entwurf den Frauen vorenthalten.

Aber auch die undifferenzierte Übernahme der Taggeldhöhe gibt zu Fragen Anlass. In Umkehrung der derzeit bestehenden Rechtslage, wonach sich nicht erwerbstätige Hausfrauen nur für ein minimales Taggeld versichern können, entsteht die Situation, dass diese nach der ständerätlichen Vorlage finanziell besser gestellt wären als die erwerbstätigen Hausfrauen. Der nicht erwerbstätigen Hausfrau stehen nämlich während des Wochenbettes insgesamt 3900 Franken für die Einstellung einer Haushaltshilfe zur Verfügung, während die Erwerbstätige mit einem Gehalt von beispielsweise 2400 Franken sich mit einer Entschädigung von rund 1600 Franken im Monat (6720 Franken für 16 Wochen) keine Haushaltshilfe leisten kann, falls mit dem Lohnersatz notwendige Lebenshaltungskosten zu bestreiten sind. Damit wird ersichtlich, dass ein wesentlicher Zweck des Mutterschaftstaggeldes, nämlich die Einstellung einer Haushaltshilfe, durch die Übernahme der bestehenden Skala stark relativiert wird und gerade für die vielen unter der Doppelbelastung Haushalt/Beruf stehenden Frauen nicht verwirklicht werden kann. Mit dem fortschrittlichen EO-Modell sollten sich aber nicht neue Ungleichheiten in die Gesetzgebung einschleichen.

(Aus dem «Tages-Anzeiger»)

Komponistinnen tagten in Kassel

Nur zwei Prozent aller öffentlich aufgeführten Werke stammen von Frauen, obwohl in 800 Jahren Musikgeschichte rund 5000 Komponistinnen komponiert haben und komponieren. Darauf wies der Internationale Arbeitskreis Frau und Musik auf dem Internationalen Komponistinnen-Festival in Kassel hin. Der Verein hat rund 2500 Werke von Frauen gesammelt. In Kassel diskutierten etwa 30 Komponistinnen die Chancen von schöpferischen Frauen im Musikleben. Die Veranstaltung stand unter dem Titel «Vom Schweigen befreit».

(Aus der «Basler Zeitung»)

Frieden auf der ganzen Welt – wer will das nicht? Die Meinungen darüber, wie ein weltweiter Frieden zu erreichen und welchen Preis wir dafür bezahlen müssten, gehen hingegen weit auseinander.

Frauen für welchen Frieden?

Die einen sind davon überzeugt, dass Frieden bei jedem einzelnen seinen Anfang hat, indem wir uns friedlich verhalten und unsere Kinder dazu erziehen, aufeinander Rücksicht zu nehmen und Konflikte konstruktiv auszugetragen. Wenn wir uns jedoch durch unsere Armee und den Zivilschutz darauf einrichten, uns notfalls zu verteidigen, leisten wir einen Beitrag zur Fortsetzung des Unfriedens.

Die anderen weisen darauf hin, dass Frieden allein nicht der höchste Wert ist, dass aber Frieden in Freiheit, mit allen Menschenrechten, einer unserer höchsten Werte ist. Sie zeigen auf, wie unter dem Deckmantel von Schwesterlichkeit, Frieden und Gerechtigkeit eine Politik betrieben wird, die Menschenrechte mit Füßen tritt, gläubige Christen auf der halben Welt wegen ihres Glaubens verfolgt, sich aber gleichzeitig westlicher, christlicher Friedensbestrebungen bedient, um ihren Einfluss zu verstärken.

Warum ich zu den Friedensfrauen kam?

Helen Schneider, Historikerin, suchte Solidarität unter Gleichgesinnten:

Der Weltfriedensrat – laut Aussage des (west)deutschen Bundesministers des Inneren, 1982: Eine «sowjetisch gelenkte internationale Frontorganisation» erhält jährlich mehr als 49 Millionen Dollar von der Sowjetunion. Seine Hauptaufgabe ist es, Pazifisten, Wehrdienstgegner, Neutralisten, Angehörige von Religionsgemeinschaften, Intellektuelle und andere in die sowjetische politische Strategie einzubinden sowie alle Gegner der Sowjetunion und des Kommunismus als «Friedensfeinde» zu diffamieren.

(Quelle: «Frieden in Freiheit»)

«Pazifistisch seit meiner Kindheit – wohl als Gegensatz zu meinem militärbegeisterten Bruder – hörte ich vor Jahren einen Vortrag von Marga Bührig über die «Frauen für den Frieden»

und erhielt entsprechende Informationen. Nach langem wachte ich es, ins Boldernhaus Zürich an eine Veranstaltung zu den mir gänzlich unbekanntem Frauen zu gehen. Sie setzen sich ein für alles, was auch mir wichtig ist: Pazifismus, feministische Theologie und Schutz der Umwelt. Sie machten mir Mut.» Anders Aenne Schmid, sie erlebte nach dem Zweiten Weltkrieg entscheidende Eindrücke, welche sie zu den FfF führten:

«Ich betreute beim Kinderhilfswerk des Roten Kreuzes kriegsverstümmelte Ungarnkinder. Ihrer Ankunft erinnere ich mich, als wäre es gestern gewesen. Die einen auf Holzkrücken, die sie mit ihren Armstummeln an den Leib pressten, die anderen, die ohne Beine, einen Ledersack um den Unterleib gebunden, mit Holztellern an den Händen befestigt, sich über den Boden hinwegbewegend, einmal die Hände, dann wieder den Leib vorschubend. Kinder, die ihr Leben noch vor sich hatten, die durch Granaten, durch den Krieg so zugerichtet worden waren.

Ein anderes wegweisendes Erlebnis waren einige Zeilen aus dem Buch «Menschen im Krieg» von Andreas Latzko: «... grässlich ist nur der Abmarsch – man geht und dass man gelassen wird, das ist grässlich: ... Dass sie ihre Männer hergeben, ihre Buben, die sie tausendmal ins Bett gelegt, tausendmal sich aufgebaut haben, das war die Überraschung. Dass sie uns hergeben, dass sie uns geschickt haben, geschickt, weil sich jede geniert hätte, ohne einen Helden dazustehen ...» Dieser Aufruf an die Frauen machte mir sehr zu schaffen, und als ich von Aline Boccardo und ihrem Ansinnen hörte, «Frauen für den Frieden» zu gründen, war es für mich klar, dass ich mich mit ihr auf diesen Weg wagen wollte.

Für viele von uns Friedensfrauen ist ein Zitat von Mary Daly so etwas wie ein Leitspruch geworden: «Wir müssen lernen, die Zukunft, für die wir kämpfen, jetzt schon zu leben, anstatt Kompromisse zu schliessen in der eitlem Hoffnung auf eine Zukunft, die immer wieder verschoben wird, immer unwirklich bleibt. Dieser schöpferische Sprung erfordert eine Art Rücksichtslosigkeit, die aus dem Tod falscher Hoffnungen geboren wird.»

Geschichte und Ziele der Frauen für den Frieden

War es ein Zufall, dass die Bewegung FfF 1986 – im UNO-Jahr des Friedens – ihr zehnjähriges Bestehen feiern konnte? Jedenfalls nahmen «Frauen für den Frieden/Zürich» das Friedensjahr – von der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen und von der offiziellen Schweiz auch kaum erwähnt – und ihr Jubiläum zum Anlass, im vergangenen Herbst zu einem Aktionsmonat einzuladen:

Zusammen mit dem *Boldernhaus*, der *Paulus-Akademie* und der *Frauenstelle des Internationalen Christlichen Friedensdienstes*, Schweizer Zweig, versuchten und versuchen die Zürcher Friedensfrauen durch zahlreiche weite-



Katharina Gattiker

re Veranstaltungen den Abnützungs- und Ermüdungserscheinungen in der Bevölkerung zum Thema Frieden gerade im und nach dem Katastrophenjahr 1986 entgegenzuwirken. Einen weiteren Schritt auf dem steinigen Weg zu einem schweizerischen Friedensforschungsinstitut unternahm «Frauen für den Frieden Schweiz» in Zusammenarbeit mit dem *Evangelischen Frauenbund der Schweiz (EFS)*, indem sie eine Aufklärungskampagne zur Friedens- und Konfliktforschung lancierten und einen Fonds auf dem Gebiet der Friedensbildung gründeten.

Seit wann und weshalb gibt es die «Frauen für den Frieden»?

Zwei Ereignisse waren es, die vor 10 Jahren einige Frauen bewogen, sich zusammenzuschliessen: zum einen das Beispiel katholischer und protestantischer Irinnen, welche gemeinsam gegen ihre Heimat zerreisenden Bürgerkrieg protestierten; zum zweiten die Vision einer einzelnen Frau, Aline

25. Oktober 1985: Die russischen Behörden ordnen die Schliessung der evangelischen Gemeinde von Molodechno in Weissrussland an. Grund: mit ihrer kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit haben die dortigen Christen die russischen Religionsgesetze verletzt.

(Aus «Christus dem Osten» – Informationsheft der Christl. Ostmission)

Boccardo: in der israelischen Wüste traf sie auf vulkanische Gesteinsformen, die sie an Überreste unserer Zivilisation nach einer atomaren Katastrophe mahnten. Zurück in der Schweiz legte sie zusammen mit *Pfarrer Leni Altweg, Marga Bührig* sowie *Beate Seefeld den Grundstein zur Bewegung «Frauen für den Frieden Schweiz»*, indem sie im Le-Corbusier-Haus der Öffentlichkeit meditative Texte sowie Informationen zum Rüstungswettlauf vorstellten.

In den Anfängen ging es in erster Linie darum, auf die atomare Bedrohung, die Gefahr durch Militarismus, Waffen und Massenvernichtungsmittel aufmerksam zu machen. Sehr bald aber wurden die Frauen für Unfrieden und Gewalt in einem weit umfassenderen Sinne hellhörig.

Zwei Anstössen verdanken die «Frauen für den Frieden» ihr Entstehen, zwei sich ergänzende Bedürfnisse vereinen sie, die aus den verschiedensten Richtungen kommen, zu gemeinsamen Tun: «Wir brauchen Kraft, um zu ertragen, was wir so wenig ändern können. Wir brauchen grössere Kraft und dauerhaften Mut, damit uns das Wenige nicht zu gering erscheine, es zu tun» (aus dem Leitfaden FfF Zürich). *Frauen brauchen einander!*

Bei den «Frauen für den Frieden» machen bewusste Christinnen mit, aber ebenso überzeugte Sozialistinnen, Bürgerliche, Grün-Alternative, Gewerkschafterinnen, Politikerinnen, Künstlerinnen, Feministinnen, Studentinnen, Familienfrauen, Alleinstehen-



de, Frauen aus drei Generationen. Gemeinsam haben sie die Überzeugung, dass das Leben auf unserer Erde in einer Weise bedroht ist, dass Schweigen dazu Komplizenschaft mit dem Tod bedeutet. Gemeinsam haben sie den Wunsch und Willen, die spezifisch weibliche Aufgabe, Leben zu ermöglichen, selbstbestimmt und im weitesten Sinne wahrzunehmen. Dies geschieht einerseits durch gemeinsame Aktionen (Unterschriften sammeln, Briefe schreiben, Standaktionen, Teilnahme an Kundgebungen und Abstimmungskampagnen, Ausstellungen und Gottesdiensten, usw.), aber ebenso durch vielfältige Alltagseinsätze – je nach Lebenssituation der einzelnen Frau – in Familie und Kindererziehung, am Arbeitsplatz, in der Schul- oder Kirchenpflege, in der Partei, in einer freiwilligen Betreuungsaufgabe, beim Organisieren eines Bazars, durch Lektüre, im umweltschonenden Haushalten und Konsumieren. Das alles braucht aber viel Kraft, und so brauchen die Frauen einander, jede mit ihrer Lebensfreude, ihrem Lachen und Weinen, ihrem Humor, ihrer Wärme, jede mit ihrem Mut und ihrer Wut.

«Frauen für den Frieden» gibt es in vielen Ländern, als autonome Gruppen. In der ganzen Schweiz bestehen gegenwärtig ca. 20 Gruppen mit etwa 2500 Mitgliedern, die Zürcherinnen z. B. als lose Aktionsgruppe, die Baslerinnen als Verein. Die einzelnen regionalen Gruppen pflegen Kontakt untereinander und koordinieren Aktionen soweit möglich und sinnvoll; einmal jährlich findet eine Vollversammlung statt.

«Frauen für den Frieden» sind Mitglied der von ihnen mitbegründeten Friedensforschungsinstitute *GIPRI* (*Geneva International Peace Research Institute*) und *FpF* (*Forum für praxisbezogene Friedensforschung in Basel*) sowie der *NGO* (nicht-gouvernementale Organisationsionen, die der UNO angeschlossen sind). Viele Initianten dieser Organisationen haben enge und wichtige Beziehungen zum Schweizerischen Friedensrat wie auch zum Weltfriedensrat oder sind direkt in ihm vertreten.

Wer ist denn nicht für den Frieden?

Sollen dies nur Frauen sein, nicht auch alle Männer, also alle Menschen? Dazu zwei Gedanken: Das Engagement der Frauen für den Frieden innerhalb der Friedensbewegung hat eine feministische Wurzel: einerseits die

Auseinandersetzung mit Unfrieden, mit eingeschränktem und bedrohtem Leben, mit offensichtlicher und struktureller Gewalt. Andererseits ist das Suchen und der Versuch, einen umfassenden Frieden etwa im Sinne des biblischen Shalom wenigstens in kleinen Ansätzen zu erreichen, gleichzeitig immer auch eine intensive und kritische Auseinandersetzung mit der vorherrschenden Kultur, wie sie im Verlaufe der vergangenen vier- bis fünftausend Jahre unter der Dominanz des Mannes gewachsen ist – sie ist also auch Patriarchatskritik.

Nur «Nicht-Krieg» reicht nicht

Innerhalb der Frauenbewegung sind für die «Frauen für den Frieden» jene Gleichberechtigungsbestrebungen wichtig, die dem Leben dienen und einen positiven Frieden bezwecken. Von dieser Warte aus gesehen hat z. B. der Einbezug der Frau in die Gesamtverteidigung nichts mit echter Gleichberechtigung zu tun: indem Krieg als Möglichkeit in Kauf genommen und daraufhin geübt wird, wird die Tatsache verschleiert, dass Krieg Menschenwerk ist und dieses Übel an seiner Wurzel ausgerottet werden kann. Das schweizerische Konzept der Friedenssicherung – die Dissuasion – versteht unter Frieden lediglich die Abwesenheit von Krieg. Frieden ist für uns aber unteilbar. Bei der heutigen globalen Bedrohung sind nur solche Anstrengungen lebensfreundlich und sinnvoll, die Konfliktursachen aufdecken und beseitigen. So wollen «Frauen für den Frieden» ihre Kräfte für Friedenserziehung, Arbeitsplatzhaltung, Entwicklungshilfe, eine gerechte Weltwirtschaftsordnung, Ökologie, ausgebaute

11. November 1985: Beginn einer grossangelegten Aktion der tschechischen Behörden gegen engagierte Katholiken. Augustin Navratil, Kämpfer für die Rechte der Christen, schon einmal psychiatrisch zwangsinterniert, weil er einen Appell für Religionsfreiheit unterschrieb, wird wieder verhaftet. Die in seiner Wohnung gefundenen biblischen Texte wurden alle beschlagnahmt.

(Quelle: Christl. Ostrmission)

internationale Beziehungen, Einführung eines Zivildienstes, Respektie-

rung der Menschenrechte und ein neues, umfassenderes Verantwortungsbe-
wusstsein bei Spitzenforscherinnen einsetzen. *Brigitt Ammann-Hüni*

Fragen an die «Frauen für den Frieden»

Die «Aktion Kirche wohin?» hat es sich zum Ziele gemacht, kirchliche Friedensarbeit vom ideologisch geführten Friedenskampf zu trennen. Sie erinnert an die Richtlinie von Lenin: «Wir werden unser fruchtbarstes Gebiet für das Eindringen des Marxismus auf dem Gebiet der Religion finden, denn religiöse Menschen sind am leichtesten zu täuschen und werden fast alles akzeptieren, wenn es in einer religiösen Terminologie verpackt ist.» Sonja Daeniker-Pfister ist Mitbegründerin der Aktion «Kirche wohin?», und kirchliche Friedensarbeit strebt ebenfalls eine friedliche Welt an. An die «Frauen für den Frieden» stellt sie sehr kritische Fragen:

Die «Frauen für den Frieden» seien politisch unabhängig, sagen die einen. Sie seien von Moskau gesteuert, sagen die anderen. Sie seien zwar unabhängig, aber sie täten freiwillig das, was Moskau willkommen sei, sagen die dritten. Man möchte Fragen stellen: Was ist gegen eine reine Defensivarmee einzuwenden? Seht Ihr denn nicht, dass eine einseitige Abrüstung uns in Gefahr bringt? Was spricht dagegen, dass auch Frauen an der Gesamtverteidigung (die mehr umschliesst als die Armee) beteiligt sind? Wisst Ihr, dass Eure Appelle nur den Westen schwächen und dem Osten nützen? Warum geht Ihr auf Äquidistanz zwischen den Supermächten? Was gilt Euch unsere freiheitliche Gesellschaftsordnung? Warum protestiert Ihr nicht gegen die erfolgte Wiederinbetriebnahme der Reaktoren in Tschernobyl statt gegen unsere Kernkraftwerke, die uns, obwohl sie näher sind, viel weniger bedrohen? Die Schweiz hat ein Streitschlichtungsverfahren in die KSZE eingebracht, das echte Fortschritte bringen würde und von den Weststaaten begrüsst, vom Osten aber abgelehnt wurde. Habt Ihr das überhaupt studiert und habt Ihr versucht, es auch im Osten anzubringen? Ihr habt ja auch Unterschriftensammlungen mit Appellen an den Westen gemacht, konzentriert Euer Wirken also offenbar nicht nur auf die Schweiz. Ihr verlangt dringend ein Friedensinstitut.

Weltfriedenskonferenz religiöser Führer im Mai 1982, Moskau: Damit die Konferenzteilnehmer keine Gelegenheit hatten, in Moskau mit Christen zusammenzutreffen, die sie objektiv über die Kirchenverfolgung in der UdSSR hätten informieren können, liess der Geheimdienst KGB im April 1982 eine Reihe profilierter Christen festnehmen, 50 Wohnungen durchsuchen und Bibeln und religiöse Gegenstände beschlagnahmen.

(Quelle: Hans Graf Huyn, «Frieden in Freiheit»)

Positive Friedensarbeit nur bei Euch?

Habt Ihr Euch je Rechenschaft gegeben über die Friedensforschung, die an den verschiedenen Hochschulen zum Thema Kriegsverhinderung, aber auch zur Kommunikation und Konfliktbewältigung im zwischenmenschlichen Bereich gemacht wird? Positive Friedensarbeit in Familie und Schule ist weder Euer Bestreben allein noch Eure Erfindung, sondern tief verwurzelt in der christlichen Lehre und Tradition. Auch Ihr habt wohl die Erfahrung machen müssen, dass Mütter leider nicht immer Erfolg haben mit ihren Bemühungen. Habt Ihr einmal, statt die Gesellschaft anzuklagen, versucht, Friedenserziehung auch dort einzubringen, wo andere versagt haben: bei gewalttätigen Einzelnen, von Vandalen bis zu Kriminellen? Das wäre doch eine Probe für die Realisierbarkeit Eurer Vorstellungen von einer friedlichen Welt.

Vielleicht erhält man bei Friedensfrauen, die als Verein konstituiert sind, Antworten auf solche Fragen. Andere dagegen, die sich als Teil einer «Bewegung» verstehen (z.B. die Zürcherinnen), geben sich unverbindlich. Sie lassen sich nicht festlegen, denn «jede ist auf dem Weg». Man wird das Gefühl nicht los, dass sie die Welt neu und als ihr Werk darstellen möchten, um weder guten Willen noch Leistungen der «anderen» anerkennen zu müssen. Unsere gegenwärtigen Strukturen seien hierarchisch, patriarchalisch und Ursache von Konflikten und Kriegen, sagen sie. Jetzt soll durch die Frauen das lebensschaffende, warme Element eingebracht werden.

Wäre die Welt weniger von Machtdenken beherrscht, wenn die Frauen mehr zu sagen hätten?

Hätte dann niemand Macht ausgeübt? Alle diese Fragen kommen jedoch irgendwie an die falsche Adresse. Eigentlich wollen die FfF Fragen stellen und keine Antworten geben. Wohl werden sie Fragen beantworten, je nach Gesprächskreis mehr oder weniger höflich, selten direkt, da sie das Denken in traditionellen Strukturen ablehnen.

«Wir haben ganz verschiedene Frauen in unseren Reihen!» «Man sollte nicht immer den Ost-West-Konflikt sehen!» «Man muss Feindbilder abbauen!» «Ihr seid kalte Krieger!» «Das sind Clichévorstellungen.» Wer insistiert, hört gelegentlich auch, es sei besser, rot als tot zu sein.

Wer macht sich Feindbilder?

Und hier möchte man einhaken, sagen, dass die Art, wie die Friedensfrauen unsere Werte wie Freiheit und Rechten gering achten und wie sie Geschehnisse ennet dem Eisernen Vorhang (Erschiessungen an der Grenze von Menschen, die nichts weiter wollen, als ihr Land verlassen; gravierende Gefährdungen der Umwelt, usw.) wohlwollend übersehen, sehr wohl dazu beiträgt, Machthungrige im politischen Krieg zu unterstützen, in einem durchaus aktuellen Krieg, der bezweckt, Europa ohne kriegerische Auseinandersetzung politisch aufzuweichen und «rot» werden zu lassen. Man möchte auch darum einhaken, weil manche von denen, welche heute lieber rot als tot sein möchten, nicht lange rot wären, denn es hat intelligente, kreative und vor allem unabhängige Menschen darunter, die sehr bald laut rufen würden «So haben wir es nicht gemeint!», und auch das würden sie nicht lange.

Wo ist der Dialog?

Heute kümmert sie das nicht. Heute ist eine richtige Auseinandersetzung mit ihnen auch kaum möglich. Sie wollten eine «Gegenkultur» schaffen, und das ist ihnen im kleinen Ausmass auch gelungen, im Netzwerk mit vielen anderen alternativen, friedlichen, kirchlichen, ökologischen und anderen Gruppen. Dort sprechen sie sozusagen ihre eigene Sprache. Die Sprache der Etablierten, der Wirtschaftsleute, der Politiker, denen sie jeden guten Willen absprechen, ist ihnen fremd, erfüllt

manche gar mit Abscheu. In ihrer Sprache verurteilen sie das Bestehende, bauen Luftschlösser, arbeiten an der konkreten Utopie. «Frauen, seid realistisch, verlangt das Unmögliche!» ist ihr Motto.

Frauen für welchen Frieden?

Manche Frauen finden in diesen Kreisen eine Heimat, finden Schwesterlichkeit, von der sie nicht wussten, dass es sie immer schon gab unter Frauen. Andere, Aussenstehende, die bestehende Strukturen bejahen, obwohl sie manches verbesserungswürdig finden, können vielleicht (ohne ihrerseits verstanden zu werden, denn man bezieht sich des Mitgehens mit der Männerwelt oder betrachtet sie als rückständig, verhaftet in alten Clichés) ein gewisses Verständnis aufbringen für Friedensfrauen, die diese «Gegenkultur» oft aus einer persönlichen Situation heraus gesucht haben, die durchaus nicht infolge der «militärischen und ökologischen Bedrohung» unbefriedigend war. Schwer zu verstehen ist jedoch ein gewisser Mangel an Ehrlichkeit, ausgerechnet bei Frauen, denen man Differenziertheit, guten Willen und oftmals auch Intelligenz zugestehen möchte und vielfach auch kann. Fixiert auf Utopien, die die «Realitäten von morgen» seien, wollen sie die Realitäten von heute nicht sehen, negieren diese zum Teil, und sind auch nicht bereit, zu überlegen, dass auf dem Weg zur Utopie, die es schon von der Definition her nicht gibt, notwendigerweise Massnahmen ergriffen werden, die äusserst unfriedlich sind – und die trotz Zwangsmethoden erst noch weniger Erfolg zeitigen als unser liberales System, weder auf militärischem noch auf ökologischem Gebiet. Die Verhältnisse in Staaten der Zweiten und der Dritten Welt, die auf dem Weg zur Utopie sind, sprechen da Bände.

Sonja Daeniker-Pfister

Quellen:

«Umdenken» – Schrift des Evangelischen Frauenbundes der Schweiz

● «Der Prozess des endlosen Nachgebens», von Alexander Solschenizyn, aus «Von der Christen Freude und Freiheit»

● Aktion «KIRCHE WOHIN?» Mitgliederbrief, Postfach 3, 8416 Flaach

● Christus dem Osten, Informationsheft der Christlichen Ostmission, Postfach 280, 3076 Worb BE, Febr. 1985

● «Frieden in Freiheit», Wege zum Ziel, Hans Graf Huyn, SOI Bern 1983

«Frauen für den Frieden», Ruth Gallizzi, Postfach 380, 8025 Zürich

VORZUGSANGEBOT

**SELBER MACHEN IN
HAUS UND WOHNUNG
MIT DER**

HOBBYZYT

**DER SCHWEIZERISCHEN ZEITSCHRIFT
FÜR HEIMWERKER + BASTLER**

***Erhalten Sie im Jahr über 60 Vorschläge, Bauanleitungen und Ideen,
die leicht verständlich dargestellt***

und durch Zeichnungen und Bilder dokumentiert werden.

Wie dichte ich Fenster? Einfache Reparaturen im Haus und Garten.

Einfache Isolationen anbringen. Wie mache ich eine Holzwand?

Die Betontreppe muss geflickt werden. Einen Grill im Garten.

Spielsachen für die Kinder. Und, und ...

Dazu bringt aber «Hobbyzyt» noch viele andere interessante Themen:

Alles über Werkzeuge und Materialien, Kurse und Lehrgänge,

Neuheiten aus der Bastlerwelt, Tips und Vorschläge.

Sie möchten alle diese Arbeiten gerne ausführen,

aber es fehlen die zündende Idee und die richtige Bauanleitung.

Dem können Sie jetzt auf einfache Weise Abhilfe schaffen –

mit einem Abonnement von «Hobbyzyt».

Coupon ausschneiden und einsenden an:

Verlag «Hobbyzyt», Postfach 205, 8703 Erlenbach

GUTSCHEIN für Spezialabonnement

Ja senden Sie mir die **hobbyzyt** bis Ende 1987 zum Spezialpreis von Fr. 15.–.

Frau/Herr _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____